

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

52 (29.12.1935)



# Die Holzlarve

Ein Neujahrserlebnis um einen alten Volksbrauch / Von Gustav Renker

Weiß Lager brannte in seiner Alfhütte die Lampe an und legte noch einige herbe Holzstücke in den Ofen. Draußen schleierte die Dämmerung aus den Tälern empor, und die Eisspitzen der Ballferrisen glühten im letzten Brand des Tages. Aus der Tiefe des Vöchtentales drang leises, orgelndes Summen — das Wasser des Konzabaches dröhnte wider die Eisdede und verfestete diese in klingende, zitternde Schwingungen. In die herbe Stille des Silvesterabends drang von irgendwoher ein heller Schrei, dem aus einer nahen Berghütte eine jauchzende Antwort folgte. Da schloß Weiß Lager das Fenster, das er geöffnet hatte, um die dumpfe, morische Luft der lange unbewohnten Hütte ins Freie zu lassen.

Er ärgerte sich. Diese Hütte hatte er jahraus jahrein gewohnt, um hier oben Ruhe vor den Menschen zu haben. Hierher zog er sich allsonntäglich zurück, fuhr auf den Eiern die Gänge entlang und freute sich in seiner etwas düsteren, grilligen Art der großen Bergwelt; freute sich aber vor allem, daß er hier allein war. Er war ein harter, im Beruf verfinsteter Junggeselle und liebte keinen Verkehr, keine Freundschaft. An Festen ging er vorbei wie an seinen anderen leeren, müden Tagen. Auch diesen Jahresübergang verbrachte er hier oben, weil ihm das Lärmen der Jahreswendendacht in der Stadt widerlich war, weil Lachen, Jauchzen und Festfreude seine gallige Schucht zu leidenschaftlichem Widerspruch gegen alles aufpeitschte, was vom Menschen zum Menschen ging.

Und nun suchte es hier, suchte drüben, bei den Hütten der Nachbarsalp flammten Lichter, frohen wie zappelnde Leuchtstäbe durch das beginnende Dunkel, surrten über die weiten welligen Schneehalden. Weiß Lager entsann sich mit großem Mergel, daß er es heute mit dem Alleinsein schlecht getroffen hatte. Daran hatte er nicht gedacht, hatte den alten seltsamen Brauch der weltabgeschiedenen, selbst im Winter auf ihren Alfhütten hausenden Vöchtentaler vergessen. Nun kam's ihm wieder in den Sinn, aber nun war es zu spät.

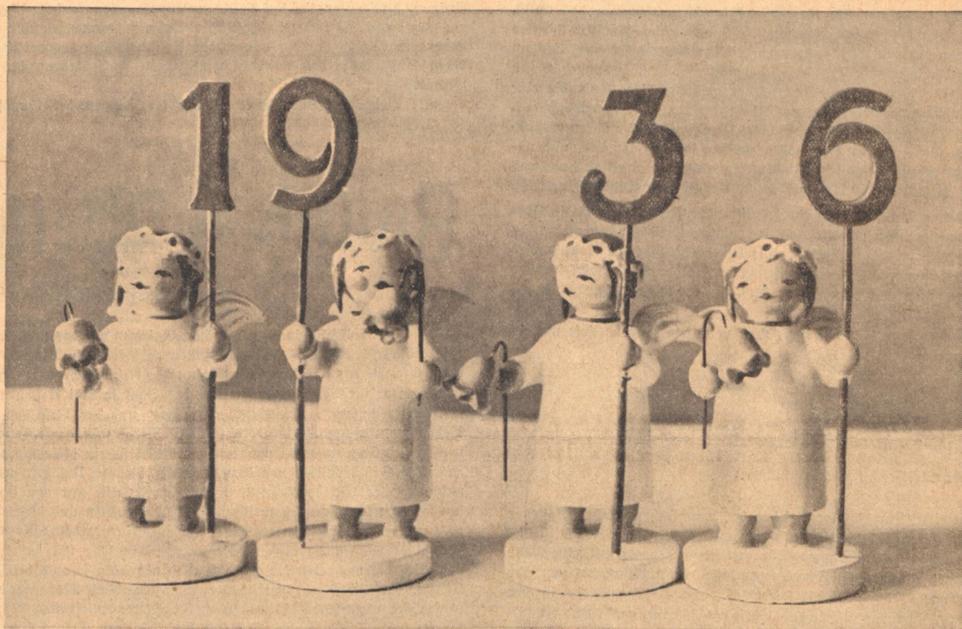
Er entsann sich, was er über das Maskentreiben der Silvesternacht gelesen hatte: Vor vielen Jahrhunderten wütete die Pest im Tale, und um sich gegen die Ansteckung zu sichern, taten sich die Pestknechte hölzerne Larven vor. Der hygienische Wert dieser Larven mußte einer neueren Zeit zwar zweifelhaft sein, aber das Mittelalter mißte seine Gesundheitsregeln stets mit etwas Fokuspokus und Aberglauben. Die Pest ging, die Larven blieben als Erinnerung an eine böse Zeit. Mahnten stets, wenn das alte Jahr zu Ende ging, drohender Möglichkeiten des kommenden eingedenk zu sein, und wurden, wie das bei der leichtsinnigen Jugend nun einmal geht, schließlich Ursache zu einem maßvoll fröhlichen Treiben auf den bewohnten Alfhütten. Tschägäta nannten die Bergmenschen von Vöchtchen diese gräßlichen, an geschnitzte Südfegöhren erinnernden Holzlarven. Mit ihnen angehen, verumumt, verpelst, streifen die Vöchtchen die in den Schnee gefebten Alpwegen ab, trieben um die Hütten spitziges Wesen und heftigen Bewirtung, die ihnen nach allem Brauch nicht verjagt werden konnte.

Das alles hatte Weiß Lager verlesen, hatte sich gedankenlos in ein Maskentreiben begeben, wo er 2000 Meter ü. M. in menschengeschaffiger Ruhe und Abgeschiedenheit bei einem Bunde und einem Glas Glühwein den Wendeabend zu verbringen gedachte. Es hatte ihn sogar einige Mühe gekostet, sein Alleinsein zu behaupten. Ein Amtskollege, der von Lagers Verabheim wußte, hatte gebeten, mit seiner Freundin kommen zu dürfen, in schöner Bergstille den Jahreswechsel zu begehen. Merkwürdigerweise hatte dieser Amtskollege, der junge Doktor Mers, immer und unveränderlich eine Art Zuneigung zu dem schrulligen Kameraden. So hätte Lager, wenn er gewollt hätte, Jugend, verliebte Jugend um sich haben können — und hatte sich mit aller Kraft, zum Ende sogar mit unerbittlicher Grobheit gegen den Besuch gewehrt. Umsonst, statt des lustigen Doktor Mers und seiner schwarzen Lucy hatte er nun wahrscheinlich eine Tschägäta, eine Holzlarve auf dem Hals. Denn die Vöchtchen streifen alle bewohnten Alfhütten ab, um kein Glas Glühwein zu verkaufen. Und was das Bedauerlichste war; einen maskenförmigen Vöchtchenburischen konnte Lager nicht einmal mehr oder minder eindeutig hinausweisen. Wer hier oben eine Hütte besaß, der war von den Leuten abhängig. Die Kelpfer lieferten die Milch, die Butter, verkauften das gar nicht leicht zu gewinnende Brennholz, trugen eher gegen gute Worte als gegen Geld Lebensmittelforderungen von der Talsoß zur Alp empor. Man mußte sich mit den Leuten gut verstehen, wenn man hier in weltabgeschiedener Behaglichkeit sein eingekapseltes Ich pflegen wollte.

Lager entnahm seinen Weinvorräten eine zweite Flasche, goß den goldflüssigen Bendant in einen Aluminiumtopf, warf Zucker und Zimmt hinein und — „Da ist schon einer!“ knurrte er und setzte gleich darauf eine beherrschend freundliche Miene auf.

Im Vorraum tappten schwere Schritte, scharrten Füße den Schnee von den Almbänken, die Türe öffnete sich und ein Ungetüm absonderlicher Art trat herein. Auf einem in schwarzem zottigem Schaffell verhüllten Körper saß ein grotesker Schädel mit zwei Hörnern, aus dem steifenden Mund ragten zwei Oberlippen und die Holzmaske lag weit, spitz und teuflisch vor. Diese Tschägäta war ein Meisterwerk der ländlichen Holzschneidkunst — vielleicht hatte schon der Ahn mit ihr denselben Silvesterumzug getrieben, auf den jetzt der verumumte Entel aus war.

Der Vöchtchen trieb einigen derben Teufelscherz und sagte Sprüchlein in der melodisch weichen, singenden Mundart des Tales. Das ließ Lager mit gespielter Freundlichkeit über sich ergehen, wies der Maske schließlich einen Platz am Tische an und trug den unterdessen heißwallernden Glühwein auf. Nun saß das Veraphantom da, laugte den Wein durch die hölzerne Mundöffnung aus einem Glasrohr, das Lager einer geleerten Sapphonflasche entnahm und grunzte behaglich, ohne großes Reden zu ma-



Im weißen Kleid grüßt uns das neue Jahr

Aufnahme: Carl Zwitt

chen. Lager wußte nicht, was mit dem seltsamen Gast beginnen, war nur bedacht, nicht gegen Brauch und Gastfreundschaft zu verstoßen und trank auch. Die schnarrende Pendluhr an der Wand tat einen ächzenden Ruck, das Türlein sprang auf und der hölzerne Bär rutschte hervor, schlug mit der Tasse gegen das Glöcklein — 10 Uhr.

Tabakrauch füllte die Stube. Lager qualmte Zigaretten, die Tschägäta hatte sich eine dargebotene Zigarre angezündet. Nun konnte er endlich gehen, dachte der Städter, und könnte sagen, wer er ist. Wahrscheinlich der Josef Lehner, der mir stets das Holz liefert — vielleicht auch der Hans Nieder, der mir meine Post aus dem Tal bringt. Zweifellos ein guter Bekannter, sonst wäre er nicht so schlast. Oder macht es der Wein — er ist gut gewürzt und auch sonst stark genug. Er könnte fast fröhlich machen, wenn Fröhlichkeit nicht ein oberflächliches, dummes Getue der Alpwiesen wäre.

Der Rauchnebel waltete immer dichter und plötzlich schien es Lager, als ob die Tschägäta in der Zeit ihres Beisammenseins gewachsen wäre. Die blinkenden Eberbauer waren länger geworden, schienen nun wirklich aus Bein, nicht aus angestrichenem Holz. Die Augenlöcher, hinter denen früher übermüdete Jungenaugen herausgeblüht hatten, schienen sich gefüllt zu haben, langsam wuchsen große Glosaugen hervor, die aber farblos und leer waren.

„Wer bist Du eigentlich?“ fragte Lager, um das Unheimliche dieses schweigamen Gegenüberstehens zu brechen.

„Wer bin ich?“ sagte die Tschägäta. „Das ist doch heute, zu dieser Stunde klar.“ Das Gespenst klopfte an seine Stirne — sie klang leer und hölzern. „Ich bin eines Deiner Jahre — weiß nicht, das wievielte. Es ist ganz gleich. Eines wie das andere. Alles hohl und Holz.“

„Seltsame Sprüche machst Du.“ lachte der Mann verlegen. Die Tschägäta laugte wieder Wein auf und füllte auch Lager das Glas. Sie tranken, rauchten, schwiegen. Endlich: „Willst Du nun nicht auch zu den andern Hütten gehen? Dort ist lustigere Gesellschaft.“

„Was habe ich bei Andern zu tun? Ich gehöre zu Dir.“

„Du mir?“

„Ich bin Deine Zeit, ich wache mit Dir.“

Lager sah verflohen an der Gestalt empor — ja, schon mußte er emporsiehen. Sie war hoch hinausgewachsen, ragte mit dem krauswolligen Scheitel schon über die Hängelampe empor, deren Licht immer kleiner wurde, nur mehr wie ein gelber Funke in dem blau leuchtenden Nebel stand. Wieder raffelte die Uhr, wieder schob sich der Bär hervor und tappte elf Schläge an das Glöcklein.

„Du hast mich ja gewollt.“ sagte die Larve. „Mich allein. Hast Dir nichts anderes gewünscht an diesem Abend. Hättest Leben und Liebe um Dich haben können, Freundschaft und Freude. Darauf hast Du verzichtet — hast Dich mit Deinem Ich umgeben wollen. Heute wie immer. Warum also siehst Du mich so feindselig an, als wolltest Du mich nun los werden. Das da bist Du — überall Du und niemand anderer.“ Er klopfte an seine Stirne, seine Backen, seine Nase — alles klapperte dürr und verrotten, kalt und

schaurig. Die Zeit schien endlos zu rinnen, ihr Atem war aus dem Tiden der Uhr hörbar, ihr Pulsschlag klopfte aus dem Krachen und Knistern des Gebälkes der Hütte.

„Die erste Stunde ist vorbei.“ ließ sich das Phantom vernehmen. „Wir gehen in die zwölfte hinein. Du wachst wie jeder Mensch wächst, aber Du wachst aus Dir selbst und wieder in Dich hinein. Es kommt nichts von außen dazu. Du hast keine Wurzel mehr, die in die Tiefe geht, sondern nur Wucherungen aus Dir selbst, die in die Höhe schießen. Und einmal wirst Du groß genug sein, daß Du oben und unten an die sechs Wände aus Holz anstößt — dann ist der ganze Sinn Deines Daseins erfüllt. Einen andern hast Du nicht...“ Er dachte sich und reckte den plumpen Schädel nach oben, in die Länge, in die Breite. Zwischen dem Phantom und den Hüttenwänden war nur mehr ein handbreiter Spalt — und nun war es auch keine Hütte mehr, es war ein riesiger Saal, in dem das zusammengekauerte Menschlein vor der gigantisch aufwuchernden Larve saß. Fauler, uralter Geruch von Holz durchströmte den Raum, es roch nach vermodernden Schränken, Schreinen und Truhen, in denen gleichmäßig die Holzwürmer tiftete.

Ganz ferne, von der Nachbarsalp, schnitt ein Jubelruf durch die Stille — plötzlich begann in der Tiefe des Tales die Glocken der Kirche von Kippel zu läuten.

Da war Mitternacht, und die Tschägäta stieß vollends an die Hüttenwände empor. Ihre grobe, schwere Masse schien Weiß Lager erdrücken zu wollen — er stürzte zum Fenster, hatte mit einem Male einen heißen, fiebernden Wunsch nach Menschen — wollte schreien. Aber der Nebel war stärker als er, drückte ihn mit unsichtbaren und doch zäh körperlichen Armen zurück, preßte ihn zu einem dumpfen, schweren Nichtwissen und Schlafen zusammen.

Als Weiß Lager erwachte, strömte die Sonne in den Raum, und jenseits der Talsoße stand wie ein Klotz aus flimmerndem Silber das gewaltige Vießschorn. In der Ofenecke auf der Bank lehnte der Hans Nieder und schnarzte, vor ihm auf dem Boden lag die Tschägäta-Larve. Vom Wein stand noch ein Rest in der Flasche, ein Glas war umgeschüttet und ein schaler, häßlicher Geruch hing davon auf. Aber ein Morgenwind sprang um die Hütte, jagte Schneefahnen auf und hüpfte auch durch das aufgerissene Fenster, so daß der Weingeruch zerpfückt wurde.

Der Nieder erwachte etwas verlegen, entschuldigte sich, daß er gar so unmanierlich lange geblieben sei, aber der Wein sei so gut gewesen. Und nun müsse er ins Tal, zum Neujahrsgottesdienst.

„Kannst mir gerade eine Dörsche aufgeben, Hans?“ bat Lager. Und schrieb auf einen Zettel eine dringende Einladung an Mers, den Rest der Neujahrserien hier zu verbringen. Dann rechnete er an Hand des Fahrplans aus, daß der Doktor und Lucy abends heraufkommen könnten und begann ein Hüttenfäubern und Fuhen, wie er es noch nie so froh und lustig getan hatte.

# Von den Kulturaufgaben im Jahre 1936

Der schöpferische Geist nationalsozialistischen Weltens beschränkt seine Wirksamkeit nicht auf den rein politischen Interessenskreis. Das gesamte deutsche Leben erfassend, bis auf den Kern deutscher Wesenhaftigkeit vordringend, unterschätzt er nicht den gewaltigen Kraftstoff, den die Kunst darstellt, aus völkischer Seelenmacht gezeugt und zugleich völkische Seelenmacht erzeugend. So wurde die lärmende Marktbarkeit des Kunstbetriebes aus der Verfallszeit unterbunden, um den Weg für ein edleres Kulturstreben freizumachen, das sich unseren hohen nationalen Zielen verpflichtet fühlt. Für das Jahr 1936 harren auf diesem Gebiete neue bedeutsame Aufgaben. Wie sie am besten bewältigt werden können, darüber gibt nachstehend eine Aufzählung aus der Feder unserer berufensten Persönlichkeiten wertvolle Fingerzeige.

## Reichskulturwaller Franz Moraller:

Die neue Einigung, die in Wirklichkeit eine Rückkehr zur ursprünglichen, naturgebundenen Auffassung des Lebens ist, richtet alle Kräfte der Nation aus und gibt ihnen in der Erhaltung von Volk und Rasse ein hohes Gemeinschaftsziel.

Auch das künstlerische Schaffen nimmt hier keine Sonderstellung ein. Gerade dem schöpferischen Menschen stellt heute die nationalsozialistische Weltanschauung Aufgaben von unerhörter Größe.

Die Kulturgeschichte der Völker lehrt uns, daß Zeiten völkischer Zerrissenheit kulturpolitisch immer unfruchtbar gewesen sind und daß Epochen kultureller Blüte immer nur dann einem Volke beschieden waren, wenn es beherrscht und getragen war von einer geschlossenen Weltanschauung, die alle gestaltenden Kräfte in ihren Dienst zwang. Die nationalsozialistische Revolution hat diese Voraussetzungen für ein neues Wachsen und Blühen in unserem Volke geschaffen. Sie schenkt dem deutschen Künstler das Glück, an der Gestaltung des großen Gemeinschaftslebens unseres Volkes schaffen und schöpfen zu dürfen. Die innere Hohlheit der materialistischen Anschauungswelt, an der so mancher Begabung zerbrochen ist, ist überwunden, Leben und Kunst haben ihren tiefen Sinn wieder gefunden, die Kunst, die eine sinnlos und abstrakt gewordene Entwicklung zwischen Volk und Kunst aufgerissen hat, beginnt sich zu schließen. Nicht mehr einsam und unverstanden wird das Genie seinen Weg gehen müssen, sondern lebendig und unmittelbar wird es zur Seele seines Volkes sprechen, indem es all dem, was in der Seele dieses Volkes lebt und weht, Gestalt und Ausdruck verleiht.

Wir stehen an den Anfängen einer kulturellen Entwicklung, die in Form von gewaltiger Kraft das Gesicht des nationalsozialistischen Zeitalters für Jahrhunderte zu prägen beginnt. Die Kultur des Dritten Reiches wird nicht mehr die Angelegenheit einer Schicht oder einer Klasse sein, sondern der formprägende Charakter deutschen Volkstums in seinem edelsten Sinne.

Möge uns das Jahr 1936 auf dem Wege zu diesem großen Ziele um ein gutes Stück weiterbringen.

## Staatsrat Hanns Johst,

Präsident der Reichsschrifttumskammer:

Die Reichsschrifttumskammer tritt in das neue Jahr mit abgeschlossener Organisation und gefestigtem innerem Zusammenhalt. Ihre Arbeit für das deutsche Schrifttum kann sich nun um so freier entfalten. Es gilt, eine Fülle von Aufgaben geistiger, sozialer und wirtschaftlicher Art zu gestalten. Ihre Lösung wird aus dem Geist der Kameradschaft der in der Reichsschrifttumskammer zusammengeschlossenen schöpferisch und kulturvermittelnd im deutschen Schrifttum Tätigen erfolgen. Es entspricht der neuen Zeit, daß Dichter und Verleger, Dichter und Buchhändler nicht mehr wie früher getrennte Wege gehen, sondern sich als werkverbunden fühlen und kameradschaftlich zusammenarbeiten. Ein neues Berufsethos waltet über allen im Schrifttum Tätigen und unerbittlich wird ausgemerzt, wer die erforderliche Eignung und Zuverlässigkeit für diesen Beruf vermissen läßt. Durch das Schrifttum unserer Tage geht ein neues Leben. Der Schriftsteller ringt danach, sich dem mächtigen Rhythmus der Gegenwart einzufügen und sich durch sein Schaffen der großen Zeit würdig zu erweisen. Eine neue Achtung vor dem dichterischen Werk beginnt die Nation zu erfüllen. Der wurzellose volks- und wirklichkeitsferne Aphasklitterat gehört einer überwindenen Vergangenheit an. An der Spitze eines geläuterten Schrifttums der gewaltigen Gegenwart zu ihrer Erfüllung zu helfen, ist eine reine Freude und große Aufgabe.

## Minister Professor Dr. Lehnich,

Präsident der Reichsfilmkammer:

Noch in keiner Zeit und noch in keinem Lande wurde der Film so stark von der Staatsführung gefördert, wie gerade im nationalsozialistischen Deutschland. Der deutsche Film hat nicht nur künstlerische und kulturelle, sondern auch erzieherische Aufgaben zu erfüllen. Letzte liberalistische Uebergangsercheinungen werden in naher Zukunft beseitigt sein. Ein neues Ethos und eine neue Wertgemeinschaft umschließt alle Filmschaffenden. Sie alle sind bestrebt, sich weltanschaulich einheitlich auszurichten, damit mehr und mehr der deutsche Film die Aufgaben erfüllen kann, die ihm von Volk und Staat gestellt worden sind.

Maßnahmen der Reichsfilmkammer und der ihr angeschlossenen Verbände, insbesondere die Errichtung einer Fachschule, die alle verantwortlich Schaffenden, ob sie Künstler oder Kaufleute werden wollen, durchlaufen müssen, werden dazu beitragen, den deutschen Film seiner Zielsetzung näher zu bringen. Filmproduzenten, Filmverleiher und Filmtheaterbesitzer, früher sich bekämpfend, sind durch den ständigen Aufbau zu einer Arbeitskammeradschaft zusammengeschlossen, die nur das eine Ziel kennt, dem deutschen Volk den deutschen Film zu schenken. Wenn der deutsche Film künstlerisch besondere Leistungen herausstellt, wenn der deutsche Film volksverbunden und im Volke wurzelnd, in Wahrheit Spiegelbild der deutschen Seele geworden ist, wird er auch im Auslande mehr als bisher anerkannt werden. Jede Unterstützung soll in Zukunft der wahrhaft künstlerischen Leistung gemährt werden. Deutschland, das heute mitten in den heißen Bemühungen um den neuen deutschen Film steht, hat im Verhältnis noch die geringste Rücksichtnahme der europäischen Länder. Wir müssen dahin kommen, daß noch mehr als bisher die Volksgenossen die deutschen Licht-

spieltheater besuchen. Denn nur in der Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes findet der Filmschaffende schönsten Lohn.

Es ist auch zu hoffen, daß Geschäftsverbindungen mit dem Auslande in Zukunft noch besser und stärker als bisher aufgenommen werden können. In dieser Hinsicht geben besonders die Ergebnisse des Internationalen Filmkongresses 1935 und der Filmkunstwochen in Venedig beste Aussichten.

## Horst Dreßler-Andres,

Präsident der Reichsrundfunkkammer:

In dem Arbeitsjahr 1935 wurde seitens der Reichsrundfunkkammer eine Neuregelung von grundsätzlicher und weittragender Bedeutung dadurch getroffen, daß es gelungen ist, durch Zusammenfassung der dem Rundfunk innewohnenden Kräfte eine Rundfunkeinheit von echt nationalsozialistischer Prägung zu schaffen. In der Reichsrundfunkkammer wurde geistiges Leben, Rundfunktechnisches und wirtschaftliches Wesen zusammengeschlossen, um die Sendungen einheitlich zu steuern nach den Erfordernissen des politisch begründeten Aufbaues eines nationalsozialistischen Kulturlebens des deutschen Volkes.

Die Reichsrundfunkkammer ist für die Fragen des Rundfunks das

Willensinstrument der politischen Führung. Ein Arbeiten der Rundfunkwirtschaft auf eigene Faust könnte sich deshalb nur im leeren Raum vollziehen. Der Erfolg der engen Zusammenarbeit zwischen Reichsrundfunkkammer und Rundfunkwirtschaft wird sich im Jahre 1936 durch die in der Rundfunkarbeitsgemeinschaft beschlossenen gemeinsamen Propagandaaktionen auswirken, die alle darauf ausgerichtet sind, den Rundfunk als das Gestaltungsmittel der nationalsozialistischen Staatsführung, wie sie unser Führer Adolf Hitler lebt und repräsentiert, zu handhaben. Eine umfassende Regelung des deutschen Rundfunk-Ausstellungswesens unter Leitung der Reichsrundfunkkammer ist hierzu die organisatorische Voraussetzung. Eine gemaltige Reihe von Verfundgebungen, auf denen das volkstümlichste Instrument der nationalsozialistischen Rundfunkarbeit, der Volksempfänger, immer weiter in die Reihen der wertfähigen Volksgenossen getragen werden soll, wird dem Rundfunk neue Breitenmassen zuführen.

Durch die im Jahre 1935 von mir erlassene Anordnung über die Errichtung der „Reichsachtschaft Rundfunk“ findet nunmehr auch der Rundfunkkünstler seine staatliche Anerkennung und berufständische Betreuung.

Der Rundfunk ist einer der entscheidenden Willensträger und Gestalter für das Werden einer neuen deutschen Welt, für die Schaffung einer neuen Weltgeltung der deutschen Nation. Im Jahre 1936 wird der Rundfunk den nationalsozialistischen Kulturaufbau wiederum ein großes Stück vorwärts bringen.

# Zwischen Weihnachten und Neujahr

Ein kulturgeschichtlicher Rückblick von Professor Dr. Eduard Heyck

Nach dem Christfest, eine Woche später, beginnen wir das neue Jahr. Ueber die Neujahrsbegehung sind die frühesten geschriebenen Nachrichten bei den alten Ägyptern zu finden. Der Beginn der Nilüberschwemmung im Hochsommer war ihr Neujahr. Sie teilten das Jahr in drei Abschnitte, benannt „Ueberflutung“, „Wachstum der Saat“ und der Rest bis zur neuen Ueberflutung insgesamt hieß „Ernte“. Der unmittelbare Zusammenhang von Ackerbau und Sonnenjahr drückt sich in diesen Bezeichnungen aus. Die Frühmenschen vor dem Ackerbau, die als Jäger, als Fischel- und Fischesser (Fischpythagen), und auch pflanzenlich nur von der Gabe in den Mund leben, wurden in ihren Kalenderbegriffen und ihren Phantasien weit mehr durch den Mond beschäftigt, mit seinen geheimnisvollen Phasen und eindrucksvollen Umläufen. Die Mondgöttin war über alles Geborene und über die Geburten die große Beschützerin, aber so auch die streng auslesende, das Ungeheure vertilgende Wäckerin. Nach Maßgabe der Mondphasen der vergessenen Göttin, leben bedachtete Hausfrauen heute noch die Bräutchen. Zeit aber die Menschen den künftigen Ertrag erwarteten von dem, was sie pflanzen und aussäen, trat in den Vordergrund der mythologischen Erinnungen der männliche lichte Himmelsgott, der die Empfängnisgöttin, die Erde, besonnt und befruchtet, der Mond der Ägypter, der Djan der Frühariar. Seine Bedeutung überfüllte fortan weit die ledige Mondgöttin, die Artemis der Griechen, Luna, Lucina, Diana der Römer. Die bisherige Rechnung nach Mondumläufen, Monaten, ward dem Sonnenjahr eingeordnet, unter Zufügung von Schalttagen. Ueberhaupt hatte der Ackerbau eine sehr sorgfältige Kalender-Astronomie zur Folge. In „lapidarer“ Weise zeugen auch davon die vorgeschichtlichen, zum Teil erkaunlichen Anlagen zur Beobachtung des (scheinbaren) Sonnenstandes. Ueber die ganze Erde hin gibt es diese frühen Sonnenwarten, im indischen Kulturkreis Altamerikas so gut wie in Altchina, Altägypten und im prähistorischen Europa.

Oferbrände zu Neujahr forschten nach guter Vorbedeutung für das Jahr und suchten ihm die Günst der großen Natur- und Himmelsmächte zu gewinnen. Indem die Menschen bei Jahresbeginn diese Hoffnungen besprachen, war auch der persönliche Austausch solcher Wünsche höchst natürlich. Dadurch nun, daß sich die Glückwünsche stilisierten und formelhaft geziemlich wurden, traten die Neujahrsgaben auch hinzu. Dem Halben und ganzen Naturmenschen liegt an sich die gutsinneige Freigebigkeit. Doch unbedacht dieser war hier der Sinn ein mehr absichtlicher. In den schriftlosen oder erst wenig schreibenden Zeiten finden wir überall die Befestigung der Gedächtnisse durch sinnbildliche Handlungen oder sinnbildliche Geschenke. So bei Uebererinnungen, Verlobungen und anderen Rechtsgeheimnissen; in den Gastmahlen, wo der Scheidende sein Andenken mitbekommt, „kleine und liebe Gabe“, wie es bei Homer heißt; und so ward auch der neuzugleich dargebrachte, nicht veräußerte Neujahrswunsch durch die sichtbare Zufügung unterstrichen. In der kleinen und lieben Gabe schlummert aber auch die verhängnisvolle Eigenschaft, unter Umständen sich zu einer rechten Plage des Bedenkens und Beschaffens auswachsen zu können. Den Beford hierin hat das alte Ägypten auch gehalten, indem dort zu Neujahr die Herren Vorgesetzten umfangliche, kostspielige Leistungen erwarteten, ebenso auch die Pharaonen selbst, von den Vesteherren ihrer Beamten.

Das römische Neujahr lag am 1. März, und zunächst waren hier die Begleitgaben der Wünsche für Haus- und Feldwirtschaft nur einfache Sinnbilder — Früchte, Rasse, Fühnerreier und irgendwelches Grün, meistens Vorbeer. Bei Caesars Kalenderverbesserung und Verlegung von Neujahr auf den 1. Januar folgten dem die Neujahrswünsche mit. Mit der Macht und dem Reichtum Roms wurden auch die frugalen alten Wunschgeschenke sehr viel luxuriöser. Man fandte sich diese Zweige und Früchte in goldenen Nachbildungen zu, und die armen Klienten überzogen ihre Rasse meistens mit dem dünnen Rauchgold, worin wir sie infolgedessen noch heute an die Weihnachtsbäume hängen.

Daß einzelne Lehren der Kirche, wie Tertullian, gegen die Neujahrsymbole als heidnische Sitte eiferten, hat ihnen keinen Abtrag getan. Vielmehr wurden sie durch das Christentum auch zu den festlichstehenden und nördlichen Völkern verbreitet. Nur war der erste Januar der Kirche aus Grün-

den unlesbar. Da jedoch ihre Organisation noch keine so straff einheitliche war, so haben die verschiedenen Nationen auch verschiedene Jahresanfänge bei sich eingeführt. Der bestverbreitete war „Maria Verkündigung“. Ein eigentlicher vorchristlicher Frühjahrsanfang wurde hier umbenannt und sinnvoll auf das Werden Christi, auf die mythische Empfängnis bezogen, der Tag auf den 25. März genau fixiert. Andere Neujahrsstermine waren der 1. März, der Ostermontag — eine durch dessen Wandelbarkeit sehr ungeschickte Rechnung — der 1. September, und endlich der 25. Dezember, als Geburtstag Christi, logisch berechnet aus der Empfängnis am 25. März. Nicht etwa umgekehrt, und der Tag der wirklichen Geburt zu Bestimmen ist unbekannt. Diese kürzesten düsteren Tage des Jahres sind als germanische Wintertage nicht gefeiert worden. Wenn die Zunahme der Tage merklich wurde — christlich dann von Pauli Befehring ab (25. Januar) — lobten die Sonnenfeier, die Reinigungsfeier von den bösen Einflüssen der Winterdämonen, ließ man von den Abhängen brennend die Strohumwickelten Räder und Reifen rollen, schleuderte die glühenden Holzschellen, und das Gebildrot, die Vorläufer unserer Faltensbretzel, buk man in der Form des Sonnenrades. Die Kirche, stets besessen in der Vereinhaltung der volkstümlichen Bräuche ins Christliche, legte auf den 2. Februar den Festtag Purificatio Mariae, im Deutschen Maria Lichtmess. Hingegen die wirkliche Wintertage und die nächstfolgenden „Zwölften“ waren von Urzeiten her den Abgeschiedenen, dem Totenkult, gewidmet. In den nächstlichen stürmenden Nächten vernahm man die geisternden Heere der Seelen; wenn in die Häuser durch den Rauchzug im Dach das Windauge, ein ungewöhnlicher Luftzug niederfauchte, spürten die Lebenden dort am Herd die gestorbenen Familienangehörigen, wie sie in der niemals ganz gefüllten Reibigkeit der dahingegangenen Erblaster begehrt zu ihnen hereinspähten. Der Beschwichtigung der Ahnen oder Geister galten die Opferverrichtungen dieser Zeit, zu deutsch die gefelligen Esstereien, wo man der Toten Winne trank und von den guten Dingen ihnen ihren Anteil in rituellen Formen brachte und einsetzte. Das Angenehme und Fidele verband sich hier mit der Pietät und blieb schließlich übrig, indem das vorhergegangene große Einschlachten hauptsächlich zwar der Jahreserzierung mit Schmalz und Vorräten galt, aber zum rascheren Aufessen auch noch reichlich fette Reste blieben.

Dreierlei Bestandteile sind im deutschen Mittelalter auf den 25. Dezember zusammengekommen. Die wohllebige Vulkurs-Vergnüglichkeit, worin das beste die Niederdeutschen taten, die Feier von Christi Geburt, und der Neujahrsstermin, samt Wünschen, Geschenken und Symbolen, wie sie von den Römern stammten. Nur die Erzdiözesane Trier nahm an diesem deutschen und baltischen Neujahrsstermin am 25. Dezember nicht teil. Für das Neujahrsgrün der Römer, den Vorbeer, gab es verschiedene Erbsen. Die hartpflügelte Hanke Stieche (Nex), die hier von auch Christidorn heißt, die blaßgrüne Mistel, die durch Stubenwärme in nassem Sand zu zartem Ausgrünen gebrachten Kirchwägel, und endlich die Nottanne, die zum sieghaften deutschen Weihnachtsbaum geworden ist und heute sich die Welt erobert. Am meisten hat die Vorstellung, daß die Geschenke das Christkind bringe, ihre ursprüngliche Neujahrsbedeutung in die jüngere weihnachtliche verandelt. Sie wurden Weihnachtsgeschenke und man dachte nicht mehr anders, als im 16. Jahrhundert, unter dem Einfluß des Humanismus, der römische 1. Januar als Neujahr sich auch in Deutschland wieder durchsetzte.

In Frankreich sind diese Geschenke immer mit Neujahr verbunden geblieben, die Entrennes sind keine Weihnachtsbeschenke geworden. Das englische Neujahr lag im älteren Mittelalter auch am 25. Dezember. Obwohl dann zwar vom 13. Jahrhundert bis 1753 der 25. März das englische Neujahr wurde und hiernach der 1. Januar, hat die englische Beherrschungstrenne in Bräuchen doch die Glückwünsche zum 25. Dezember beibehalten. Gemeint sind auch heute noch die Wünsche für das Jahr, doch der Formel und dem Termin nach verändert man, auf den gerne privaten, hübsch rabierten Karten, die freundschaftlichen old wishes of a happy Christmas.

# 1935 - Das Jahr der Freiheit



Der Führer selbst legte den Grundstein zu vielen großen Werken . . .

## Deutschland baut auf!

„Ein Reich, ein Volk, ein Meer und eine Flagge“ — mit diesen Worten kennzeichnete der Führer am Schluß des Nürnberger „Parteitages der Freiheit“ die großen innerpolitischen Ereignisse des nunmehr vergangenen Jahres. An seinem Beginn stand das Bekenntnis der Saar zu Deutschland (13. Januar). 91 v. H. der Wähler folgten der Stimme ihres Blutes, und als am 1. März die Rückgliederung im Weisem des Führers erfolgte, war

nach dem wiederholten Friedensbekenntnis des Deutschen Reiches die einzige noch offene Grenzfrage mit Frankreich bereinigt. Auf die jubelnde Freude fällt ein Schatten: Minister Schemm, ein alter Mitkämpfer Adolf Hitlers, geht in die unsterbliche Standarte Horst Wessels ein, nachdem er noch kurz zuvor am 24. Februar anlässlich der 15-Jahrfeier der NSDAP in München inmitten aller der alten Kameraden hatte weifen können. Im Herbst folgte ihm Reichsstatthalter und Gauleiter Wilhelm F. Loeper. Beiden treuen Mitkämpfern gab der Führer das letzte Geleit.

Der März sollte zu einem bedeutungsvollen Monat werden. Nicht nur weil wir am 7. die schnellste Lokomotive der Welt, den Schienenexpress, starteten oder dreitausend Arbeiter mit Kfz nach Madeira als Ausfuhr weiterer großer Fahrten schiden konnten — am 16. März erließ die Reichsregierung die historische Wehrproklamation „An das Deutsche Volk“ und führte die allgemeine Wehrpflicht wieder ein und als folgerichtige Fortsetzung des beschrittenen Weges: die Arbeitspflicht und die Verpflichtung aller Deutschen zum Fußmarsch. Am 15. September wurden die Farben Schwarz-Weiß-Rot zu Reichsfarben erklärt und die Hakenkreuzflagge zur Reichsflagge erhoben. Am 1. November rückte der erste Jahrgang der Rekruten zum Meer ein, am 7. erfolgte ihre Vereidigung unter gleichzeitiger Diktation der neuen Reichskriegsflagge. Durch die Nürnberger Gesetze wurde die Reinheit des deutschen Blutes für alle Zukunft gesichert und die Begriffe „Staatsbürger“ und „Jude“ eindeutig klar bestimmt. Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit konnten von den 6 Millionen Feiernden über 2 Drittel wieder in den Arbeitsprozeß eingeschaltet werden. Die ersten Teilstrecken der Reichsautobahnen, Frankfurt—Darmstadt und München—Holzkirchen, wurden eröffnet. 15 000 Kilometer befinden sich gegenwärtig im Bau. Nürnberg, das 1935 auch Schauplatz des 100-jährigen Jubiläums der deutschen Eisenbahn war, und München haben durch Vollendung ihrer großen Bauten einen neuen Glanz in der Architektur erworben. Bei der Ueberführung der sterblichen Ueberreste des verewigten Reichspräsidenten in den zur Gruft umgebauten Turm des Tannenbergsdenkmals wurde dem deutschen Volk das lang entbehrtete Reichsehrenmal und Nationaldenkmal besichert.

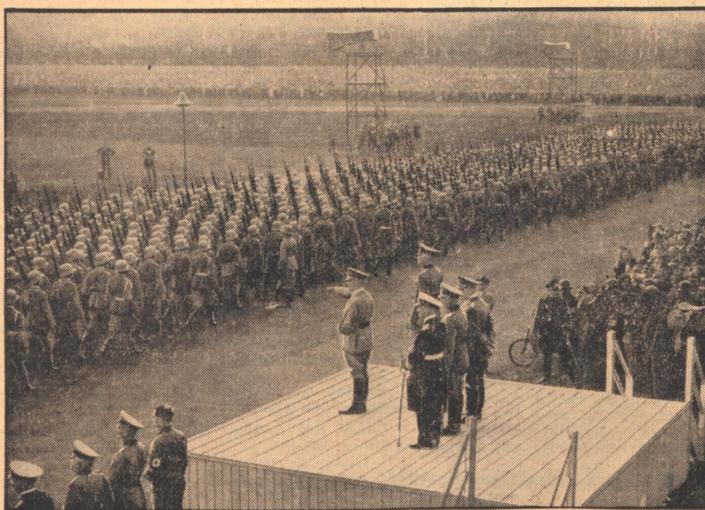
So arbeitet und bereitet unser Volk sein Haus. In der einen Hand den Spaten, in der andern das Schwert, arbeitssam und friedlich.



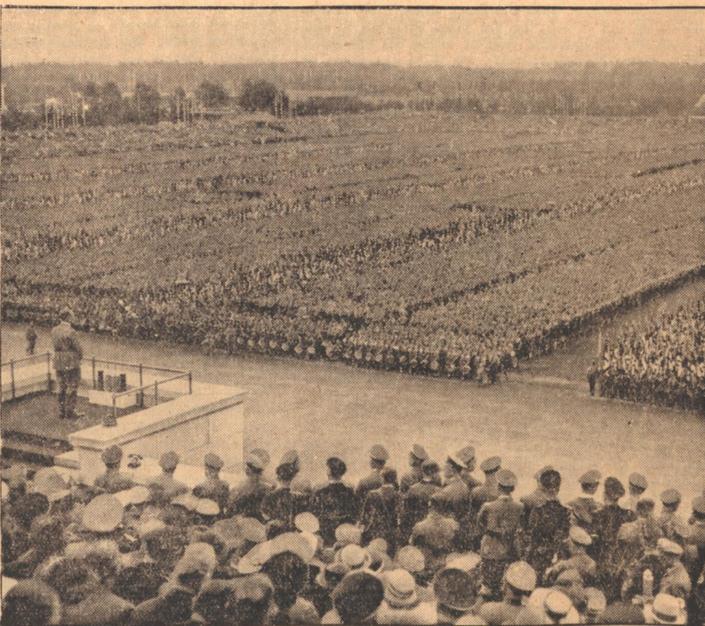
Zweimal ergriff der Führer das Wort vor dem deutschen Reichstag, zu seiner großen Friedensrede und zur Verkündung der Nürnberger Gesetze



und eröffnete feierlich die erste Reichsautobahnstrecke



Der Parteitag der Freiheit stand im Zeichen der Wehrmacht



Nürnberg war wieder ein unausslöschliches Erlebnis für die Partei  
Bilder: „Führer“-Archiv



Der 9. November: Der Führer und seine Getreuesten



Die Toten des 9. November 1923 sind auferstanden als ewige Wache

# Der Kreis der Schaffenden

Unter dieser Ueberschrift haben wir zur Wende des Jahres aus dem Kreis unserer Mitarbeiter diejenigen zusammengestellt, die im Verlauf des Jahres am häufigsten oder umfangreichsten zu unseren Lesern sprachen. Sie sollen uns deswegen auch begleiten bei unserem ersten Schritt ins neue Jahr, zu neuem Schaffen mit frischen Kräften.

Toni Rothmund, Karlsruhe

## Der Riedlinger und die Elbin

In Nüttern im Wiesental lebte ein Mann namens Riedlinger, ein armer Weber, der durch den Krieg und die lange Gefangenschaft hinterfünnig geworden war, und nun den ganzen Tag, während er am Webstuhl stand, über den Sinn seines armen Lebens grübelte, über das Woher und Wohin und Warum, über die dunkle Zukunft und all das Schlimme, das sie ihm noch bringen würde. Darüber hatte er ganz das Gute vergessen, das er besaß, sein fröhliches Weib und seine prächtigen Buben, samt dem kleinen Mädchen in der Wiege, das so fein und art war wie ein Schneeflöckchen. An nichts konnte er sich mehr freuen. Seine Seele hatte zu viel Schmerz getrunken, davon war sie krank geworden und konnte nicht mehr gelunden. Am liebsten blieb der Mann für sich und wanderte an Sonn- und Feiertagen allein in den Wäldern herum, aber ohne Trost und Hoffnung aus ihnen zu schöpfen.

So ging er auch am letzten Tag des Jahres durch den Wald oberhalb Nüttern und quälte sich weidlich mit seinen Sorgen. Wie lange würden die Webstühle noch gehen? Und wenn sie stille ständen, was dann? Wieder kumpeln? Und die Buben, wer würde ihre ewig hungerigen Mäuler stopfen? Und das kleine Mädchen in der Wiege, würde es überhaupt das kommende Jahr noch überleben?

Wie er so im schönsten Griffenlangen war, da stolperte er, fiel zu Boden, rollte einige Meter abwärts, brach mit den Beinen in ein Loch ein und schloß sich zu seinem Entsetzen abwärts gezogen, es war ihm sogar, als höre er ein späthisches Gelächter dabei. Als er wieder Boden unter den Füßen hatte, da bemerkte er, daß er in eine Tropfsteinhöhle geraten war, ähnlich jener zu Haeßel, mit der sie vielleicht sogar in Verbindung stand, denn deutlich vernahm er das Rauschen des Höhlenbachs. Das Sonderbare und Unheimliche dabei war, daß sie nicht dunkel war, sondern Licht aus einer unsichtbaren Quelle empfing, so daß er ganz gut den hohen Saal sah, in dem er stand, die mattschwarzen Säulen, welche die Wölbung stützten, sowie die Säulengänge, die links und rechts in die Tiefen führten und sich in Abgründen verloren. Rings um ihn hörte er das Fallen der Tropfen wie die Uhr der Ewigkeit. An allen abwärts hängenden und aufwärtsstrebenden Türmen und Säulen glitzerten Millionen von Tropfen wie Diamanten. Auf einem Thron von Stalaktiten von unerhörter Pracht saß ein winziges Weslein, das nicht ihm zu und sagte mit einer kleinen, glashellen Stimme: „Sich ab, Riedlinger.“

Wundernd fragte er: „Ja hännest Ihr mich denn?“ — „Ja, was werd' ich dich nicht hännest.“ lachte das Weslein, „bist du mit ein von de Riedlinger, und schloßt öbbe nit in dinere Schtube das silbrige Schpinurrdill, das i mir Gotteskind gä ha? Sisch trillt scho e paar hundert Johr un ihr Menche sin e veracklich's Volk!“

Da fiel dem Riedlinger die Familienfrage wieder ein, daß einst seine Ahne zu den Unterirdischen geholt worden war, um einer ihrer Frauen in Kindsnöthen beizustehen. Solches hatte sie auch lieblich getan und von der Elbin das Versprechen erhalten, daß diese beim ersten Kind der Riedlingerin Patenschaft einnehmen wolle, welches Wort sie auch getreulich gehalten. Als ihr Gotteskind dann 14 Jahr alt geworden und der Patenschaft entlossen war, hatte die seltsame Gotte es in ihr unterirdisches Schloß geführt, hatte es aus einem kristallinen Becher trinken lassen und ihr zuletzt ein silbernes Spinnrädchen geschenkt, das seitdem in der Familie geblieben war, und sogar noch heut in des Riedlingers Stübchen stand. Also hatte die Sache seine Wichtigkeit, und der Riedlinger

setzte sich getroffen neben die Elbin auf den Thron. Sie klatschte in die Hände, da stiegen aus der Tiefe der Höhle Gestalten auf, schritten an ihm vorüber und grüßten vertraut, und der Riedlinger erkannte, daß es die Jahre seines vergangenen Lebens waren, die er schaute. Da schritt er ja selbst im Hochzeitsrod und neben ihm das Maieki mit der Hünerkappe und neben ihm das Märkgräferlein. Ei, das war ein gefreutes Jahr gewesen und das nächste, das schob bei Gott einen Kinderwagen vor sich her, drin lag sein Kestler. Und alle folgenden kamen mit solcher Pracht, und immer mehr Blondsöpfe trippelten nebenher. Dann aber fiel ein Schleier herab, was war das? Feldbarane kamen, mit Wunden bedeckt, mit Blut und Schmutz beschmieret, von Stachelndraht zerrissen. Das waren die Kriegsjahre, und der Riedlinger legte die Hand über die Augen. Die Elbin aber sagte: „Hab nur Kurafsch und lueg sie o, Riedlinger. Sieh denn nit, daß se alle no e helle Schi um sich hän?“ Sie hatte Recht, und dem Riedlinger war es, als ob der helle Schein vom Maieki ausginge und von seinem treuen Herzen.

Aber kamen nicht die folgenden Jahre ohne dieses Leuchten? Schließen sie sich nicht grau und verunglert dahin, freudlos und faulig? Und Irug nicht eines einen Sarg auf dem Kopf, darinnen sein Kestler lag, der an Hunger und Elend gestorben war? Weiter gleitet der Zug der Jahre. Nun kommen schon jene im braunen Hemd, schon tragen sie die tröstende Fahne vor. Das alte Licht glimmt auf in des Maieki's Augen und in ihren Armen trägt sie sein jüngstes Kind, das kleine zarte Mädchen. „Maieki!“ ruft der Riedlinger und streckt die Arme nach ihr aus — da ist sie schon vorüber. Das Frauelein sagt: „Das isch das Johr g'h, das bist z'End g'und. Du darich es nit hebe und nicht z'ruck riefte. Aber jetzt willt dr die wiesle, wo noch hännest.“

Da springt der Riedlinger auf. „Halt, Frau Gotte, halt! I will nit wisse, was hännest.“ — „An nit, ob di Ghind am Löbe bist?“ — „Nai — au das nit. Lönt mi us, Frau Gotte. Der Herrgott wird's wisse, was er mir uferlegt.“ Spricht das Weiblein: „Recht häsch, Riedlinger. Aber ohne en Säge jollsch doch nit furt, und ohne e V'haltis.“ \*)

Und es gleitet von seinem Hochsitz herab, blickt sich zum Höhlenbach, fällt einen kristallinen Becher und reißt ihn dem Weber. „Das isch vom unterirdische Schstrom, der durch di Heimet fließt. Trink, und trink di g'und.“ Da trinkt er und das Wasser ist härter als der härteste Märkgräfler und kälter als das Quellwasser vom Feldberg. Es wirt ihm un, so daß er die Augen schließt und nichts mehr von sich weiß.

Als der Riedlinger wieder zu sich kommt, da steht er auf der „L u k e“, und schaut ins liebe Wiesental hinab, und es muß der Trunk der Elbin sein, der ihm die Augen aufgetan hat, daß er zum erstenmal sieht, wie schön das ist — das weite Tal im blauen Licht, das Nüttern Schloß im Mondschein und blaureiß, die Berge und Wälder weit im Verfunkenheit, zu Dual und zur Wonne berufen, irgenbow und irgenbowie verkehrte Gestalten, sinnvoll und denkbar bald, bald wieder verworren in ihrem Tun und Lassen, verfangen und verstrickt im unlöslichen Netz.

Juweilen erhebt sich auch die.

Juweilen, wenn . . . Ich will nicht träumen in dieser prunkvollen Nacht! Gehen und Stimmen, merkwürdiger Reigen aus dem Verborgenen: dies alles sei heute nicht mein! Ich will nur diese schönen Wolken schauen, über der Schwärze der Hölle. Schauen durchs Weinlaubgerant ins Unermeßliche des sternbesäten Gemölbes, das über dem Dach und seinem Taubenpaar mit Ahnung

Wolf Justin Hartmann, München

## Vollmondnächte

Zuweilen, in diesem Mondschein, denke ich an dich. Und unterhalte mich mit dir auf eine alte, schon fast vergessene Art. Ich reite deshalb auch nicht wie sonst durch unser gewöhnliches Tal, wo mannshoch die Gräser wie sprühende Straußen stehen. Unlieblich von ihnen bleiben heute Nacht die Klüften meines Galbens. Mag er schrauben, mit den Hufen scharren, mag er unket im Portrero durch das wechfelnde Gespel von Licht und Dunkel trotten. Denn ich treibe in dem breiten Strom, unter einem weitgeöffneten Orangenbaum, nach meiner windstiefen Stätte. Fern ist das Ungewisse zwischen Stamm und Wurzeln; Luftwurzeln und Pflanz, Horne, Dornen, dichtverflochtene Wände voll Rästel und Geheimnis im pausenlosen Werden und Vergehen: sie warten vergeblich auf den einsamen Reiter und sein betrachtendes Bild.

Gebeugt, geduckt ist die Stätte, als vermöchte sie kaum die Last des Glanzes zu tragen, die auf ihr hängendes Dach, auf alle Schindeln hingeschüttet ist. Schwarz und still ist die Stätte, eine traumliche Stillenheit, herausgeschlitten aus der hellen Nacht. Mit untrüger Freude erfüllt sie meine Beschauflichkeit. Auf dem verwetterten Firkt haben sich zwei Tauben eng aneinandergeschmiegt; die laue, lilde Luft, geschwängert mit Gerüchen, legt sich wie ein flaumiger Mantel um die schlummernde Kreatur. Wenn der Sabstist köhlt, dann klattern sie angstvoll und in jäher Hast unter den Schuß des Weibels. Und es gab Stunden des Sturms, da hat diese kleine, niedere Stätte, die sich nun so gerühmt vor meinen Wänden erhebt, geknarrt in ihren Fugen, da klapperten die Schindeln aus schwerem, hartem Holz und durch aufgerissene Ränder brach der Regen wie aus Eimern nieder.

Heute ist nur Säufeln in den Zweigen und von den Wäldern rannen solche Träume. Stetig mit dem Mond wandert der tintige Schatten auf dem vertretenen Boden. Einige Meter ist er noch von mir entfernt. Aber es kommt die Stunde, da bin ich in seinem Bann, da bin ich besessen von ihm und werde verhäßt und geliebt. Mit Mond und Schatten wandern wir dahin. Wenn wir am Ziele sind, dann brennt kein Feuer mehr. Und soll mich das jetzt schon kümmern? Doch ist es nicht soweit! Noch zuckt und flackert es zwischen den groben Balken, huscht durch die Spalten hindurch zu mir, dem Ergriffenen, und meiner dankbaren Andacht. Das heilige Feuer, verleiht du? Um das man ist in einer schmucklosen Ecke vor ungeschlachtetem Verschlag, auf wackeligen Schemeln. Hund und Kabe und der schnarrende Papagei leisten dabei Gesellschaft. Und in einer wollenen Decke ein niedliches Ferkelchen, das Maden hatte und am Werden war. Das heilige Feuer, verleiht du? In das man harret und grübelt, mit verlossenen Augen und einem stummen Mund, wenn es ringsum riefelt und tropft. Mancher faltet dann die arbeitsmüden Hände, schwelgt von dem Gerat für den Acker und für den Wald, faltet die Hände, ohne daß er es weiß; mit kindlicher Gebärde, die einstens die Mutter ihn lehrte. Die Funken fliegen hoch, der Rauch qualt in die Spalten, beim Brausen des Windes knistern die Scheiter lauter. Und Gesichter steigen empor aus der Verfunkenheit, zu Dual und zur Wonne berufen, irgenbow und irgenbowie verkehrte Gestalten, sinnvoll und denkbar bald, bald wieder verworren in ihrem Tun und Lassen, verfangen und verstrickt im unlöslichen Netz.

Juweilen erhebt sich auch die. Juweilen, wenn . . . Ich will nicht träumen in dieser prunkvollen Nacht! Gehen und Stimmen, merkwürdiger Reigen aus dem Verborgenen: dies alles sei heute nicht mein! Ich will nur diese schönen Wolken schauen, über der Schwärze der Hölle. Schauen durchs Weinlaubgerant ins Unermeßliche des sternbesäten Gemölbes, das über dem Dach und seinem Taubenpaar mit Ahnung

und Gleichnis ragt. In grünlicher Blässe läuft ein Erzittern und Erschauern durch den Wald, wenn die Wolken vor dem Monde segeln, phantastisches Gleiten von Weiten zu Weiten gleich zehrender Schneelicht nach einem verunmenschlichem Glück. Dann hämmern im Bach die Frösche, lärmern in Liebe und Kampf. Und Heimchen zirpen ihre Weise. Es tönt ein Vogelruf. Die Gule schwingt sich lautlos durch die Wipfel. Auf flatterigem Fittich irden Fledermäuse, gaukeln wie Spuk umher. Früchte tragen, Wildfagen schleichern im Dunkel, ein Tapir poltert hoch. Hundebullen in der betrauftesten Ferne. Aus ungewissem Dickicht quillt ein Schrei. Ein verlorener Schrei der Angst? Ein Schrei der Lust? Vermagst du es zu wissen? Und wenn du es wissen solltest, darfst du es nicht sagen. Denn aus dem Ungeanteten und Unfasslichen, das unerkörlich und unerklärt in geheimer Tiefe wirkt, formt sich das große Geleg.

Vorüber jagen die Wolken. Geht, wie zu meinen Säufen die Orangen glimmen, hängt wieder der volle Mond in der Unendlichkeit. Noch übergibt er mich mit seiner milden Flut, mich und den Baum und seine gleißenden Früchte, den langgestreckten Areal, den aufschimmernden Wald, der mauerartig rings das heitere Tal umsäumt. Jenseits des heiteren Tales spannt sich der Bogen der Schöpfung zu dieser erhabenen Scheibe aus nördlich-flammendem Gold, das mich umfängt mit magischer Gewalt. Da denke ich an dich und an die feinerne Stadt, in der du lebst mit all den Unbekannten, Unbescherten, weit, weit entfernt von mir, dort, über den Bogen des Meeres. Ich sehe dein feines Gesicht, ebenmäßig aus dem Schnitt der Nase, so schön und so betörend in seiner trunkenen Jugend. Der Schicksalsariffel hat es kaum gerührt. Mir rinnt die Furche nun schon durch die Stirne und um den Mund kerbt sie sich Freud und Leid. Ich fühle deine heißen, dunklen Augen, dein Lächeln klingt zu mir; wenn du lächelst, dann lächle ich deine Lippen. Aber du wie ich: wir haben beide noch nicht unser letztes Gesicht gesehen. Nur Masken und Larven haben wir zuviel.

So weile ich im Vollmond. Bei Lebhaftem und Verwischtem, das nicht zu entziffern ist. Manches hat unsere Zeit mit dummstreichendem Dunkel verworren. Es ist das Schlechteste nicht, in die mächtigen Wälder zu gehen. Aus dumpfen Massenfronten und selbstgefälliger Hohlheit. Es sind die Verdamnten nicht, die durch der Erscheinungen Blendwerk nach dem Wesen spüren.

Oder hast du je etwas von Hermaqedon gehört? Hier in der Wildnis ist oft die Rede davon. Unsere Gräber waren keinesfalls die von jener letzten Schlacht, die sie aus dem vergriffenen Buche zu verkünden trachten. Und das Reich der tausend Jahre umwobeln Glaube und Zweifel wie das untergegangene Vbn. Ruhig schlafen um mich die Dunde. Unbeweglich, als wäre er aus Bernstein, träumt mein Halbe neben mir unter dem Baum. Von Zeit zu Zeit nur wechelt er das Standbein, unbewußt gefloramt dem Rhythmus seines Lebens. Aus der Umgebundenheit des Krafs fand er sich bei mir ein, der treue Kamerad. Leicht könnte ich ihn wecken mit ausgestrecktem Arm im Streifen meiner Hand über Schulter und Brust. Doch tue ich das nicht, sondern achte auf den Schatten, der unablässig wandert. Maß und Bahn sind ja auch ihm bestimmt. Wenn er mich betastet wird, dann will ich mich erheben aus unfremem fernen Gespäch und in die Stille gehen, unter das Dach mit den Tauben, und noch ein wenig der Gnade teilhaftig sein, die das prasselnde Feuer verleiht. Das heilige Feuer, verleiht du? Auf das Gebehr, auf Senje und auf Art fällt gleichermassen sein Schrein. Hinter den waldigen Höhen wird der Mond verschwinden.

Walfer Pollak, München

## Das verspätete Weihnachtstischchen

Es war 1917. Die letzten Adventwochen des alten Jahres hatten sich langsam und für uns Kinder endlos scheinend hingezogen. Wir waren drei daheim. Die Mutter, die Schwester und ich.

Der Vater war bei der Kriegsmarine und lag auf S. M. S. „Franz Josef I“ vor Cattaro.

So hangte die verhärrte Mutter mit uns Kindern allein den Weihnachtsfeiertagen entgegen.

In meiner Schwester und meiner eigenen kindlichen Seele vereinten sich zwei gegenläufige Gefühle: zitternd erregte Vorfreude und lärmendes Bangen.

Als ungeweßliche Ergebnisse hatten sich uns eingepreßt: harte Arbeitstage der Mutter, die auch uns Kinder mittschaffen hießen und uns frohe Spielstunden raubten; lange graue Menschenklängen die vor Lebensmittelfehlgängen anstanden, Nächte lang, in denen auch wir Kinder und allzu häufig fanden; Tränen und schwarze, wehende Schleier der Trauer die da und dort auftauchten.

Und trotzdem überstrahlte die Mystik der Weihnacht unser Fühlen, umringt uns mit traulicher Geheimnistuheit.

Eine Fülle weicher Floden rauschte kurz vor Weihnachtsabend vom gelbdunklen Himmel, legte eine weiße Schneedecke über das arme Arbeiterviertel und nahm ihm so sein drückendes, eintöniges Grau. Der Widerschein des Schnees legte sich über die schmuckigen Wände der Häuser und ihre blinden Fenster, und sie sahen nun strahlend auf uns, zum kindlichen Entzücken.

Ein Brief vom Vater hatte der Mutter eine große Sorge genommen. Darin war angekündigt, daß uns noch zum Heiligen Abendtag eine Kiste mit Früchten und Fleischkonserven erreichen würde.

Die Aussicht einmal etwas anderes vorgelegt zu bekommen, aus weiße Rüben und Dörrgemüse, ließ uns alle dunklen Eindrücke vergessen.

Der Heiligen Abendtag brach an. Neuer Schnee fiel vom Himmel. So friedlich, als wären es nicht die Weihnachtstage von 1917.

Wir saßen ganz nahe an den kleinen Eisensfen herangerückt, firekten unsere Füße in den wärmenden Strom der aus dem Ofen kam. Bei jedem Schritt, den wir auf der Treppe hörten, lauschten wir gespannt und abwechselnd — einmal die Schwester, dann ich — meinen wir: „Recht kommt die Paketpost!“ und begleiteten die Worte mit strahlenden Blicken.

Aber immer wurden wir enttäuscht. Das Küstchen kam nicht.

So aßen wir am Heiligen Abend die gewöhnlichen weißen Rüben und stauden traurig vor dem Weihnachtsbaum. Es war keine herbduftende Tanne, sondern ein Bäumchen aus kontigem Holz und giftgrünen, papierernen Nadeln zusammengesetzt, auf dem die gelbschwarzen Unschlitzergaben ein trübes Licht verströmten.

Die kleinen, armligen Geschenke — ein Kleid für die Schwester, eine warme Decke für mich, aus alten Sachen der Eltern gewebt — beachteten wir kaum. Auch der klackernde Kerzenstein beeindruckte uns kaum, galt doch unser Denken nur dem ausgebliebenen Küstchen. Auch an den nächsten Tagen kam es nicht an.

Endlich, am letzten Tag des Jahres, stapften schwere Schritte herauf bis zu unserer Türe.

Eine Paketträgerin schleppte die Kiste in die Küche und stellte sie auf den Tisch. Die Schwester und ich drängten hinzu.

Max Rothfuß, Karlsruhe

## Auferstehung

Schlagt doch die alte Form in tausend Begehn, Schafft unsern Sturm-Gedanten freien Raum. Dann reichten wir nach eigenen Gesetzen, Erfüllen unserer heißen Sehnsucht Traum.

Troh Stürmen flügen wir die Fundamente Des Dritten Reiches für die Ewigkeit, Götter, ihr, uralte ungehemmte Leidenjagden zur Unberücklichkeit.

Im Feuer-Regen fand einst eine Jugend, Fern von der Heimat mußte sie vergehn. Ihr Helben-Mut und ihre Opfer-Tugend Rief unser Deutschland wieder auferstehn.

„Also geht acht, Kinder, was da feines herauskommt!“ lachte Mutter. Wir kennten uns an den Tischanten hoch, hellten uns auf die Bebenippen und reckten die Hälse weit vor.

Mühfam öffnete die Mutter den Deckel. Als sie ihn abhob, sprangen die letzten Nadeln frachend und quetschend heraus.

Obenauf lag Holzwohle. Die Mutter nahm sie fort. Der Mutter Blick wurde erst verwundert, dann ängstlich. Sie entnahm eine Lage Holzwohle nach der anderen. Immer wieder Holzwohle. Nichts als Holzwohle.

Endlich wurden der Mutter Augen starr und sie sank schluchzend auf einen Stuhl.

Als wir uns weit vorbeugten und in die Kiste sahen, boten sich unserem Blick ein paar Steine und menschlicher Urnat.

Nun begannen auch wir fassungslos zu weinen und lebten uns hilflosuchend an die Mutter.

„Dah Meinchen so erbärmlich sein können!“ murmelte sie.

Wir aßen auch an diesem Tag die gewöhnlichen weißen Rüben.

Am Abend dann entzündete Mutter wieder die magere Unschlitzergaben und führte uns zum Weihnachtsbaum aus kontigem Holz und giftgrünen, papierernen Nadeln.

Sie erzählte uns Märchen. Vom Rautendelein, das das Christkind suchte und vom lieben Gott, der über die Schlachtfelder schreitet, um die toten Helden zu sich zu holen. Die gehen dann als Sterne ihre Bahn und beschützen den Weg ihres Volkes. Und von Esen im dunklen Tann.

Alles Graue, alle Unbill verfant tief unter uns. In unseren Augen braden sich die warmen Lichter und wir glaubten herben Tannenduft zu spüren. Als die Kerzenflammen flackernd erstarben, brachte uns Mutter zu Bett.

Die schmeren Glocken von St. Stefan läuteten ein neues Jahr ein. Sie läuteten uns in den Schlaf und in einen Traum, der bestohene Weihnachtstischchen vergessen ließ, weil ihn gute Esen belebten.

Wilhelm Albrecht, Karlsruhe

Erleben des Dichters

Mein Freund, ein Dichter, der als Reisender bei einer Industriefirma angestellt war, begann seinen ersten Bericht über eine Geschäftsreise an seinen hierob sehr erstaunten allerhöchsten Herrn Chef etwa so: „Nach waren die Morgenwolken rot wie die Wangen eines Jünglings beim ersten Liebesgehandnis, als der schneibende und brüllende schwarze Koloß durch die Landschaft stob, in der die Viehherden frisch aus den Ställen...“

Man kann sich ja denken, wie lange er ungefähr brauchte, um bis zu dem Resultat seiner Geschäftsverhandlungen in den verschiedenen Ortskonferenzen durchzubringen, und es ist kein Wunder, wenn zum Schluß dabei noch so wenig herauskam, daß der Chef es für besser hielt, ihn seiner „anderen Welt“ zurückzugeben, glücklicherweise mit einer bescheidenen Hilfe wirtschaftlicher Art, die den Museusohn ein Weichen vor dem Verhängern schloß.

„Weltfremd“ nennen solch einen Museusohn die Herren des Tages, und er sieht doch nur mit wahrhaft ursprünglichen Augen in die Welt und nimmt sie so, wie sie ist, wie Gott geschaffen hat. Wenn sie aber, die Herren des Tages, am Feierabend seine Schriften zur Hand nehmen, dann sind sie selber erlöst von der Sorge und vom Getriebe und atmen herrlich auf.

Was heißt denn das: mit ursprünglichen Augen durch die Welt gehen? Mit „offenen Augen“ so zu sagen, mit neuen, mit Kindes-Augen? Und das so stark und so angebotenermaßen, daß man „weltfremd“ ist?

Ganz einfach. Der gewöhnliche Sterbliche sieht eine Straßenbahn gewohntermaßen als die Nummer Zwei, die von Dalanden bis zum Hauptbahnhof fährt, und sie ist voll oder leer, kommt pünktlich oder läßt auf sich warten, und das ist alles. Der Dichter aber sieht eine Straßenbahn als einen buntemaligen Kästen, aus dessen glitzernden Spiegelflächen die Hinterköpfe von merkwürdig behüteten Gehalten herausblicken und der nun den von viereckigen Felsen eingegrenzten Raum der Straße entlangleitet, mit einem schrillen Bimmelton „un und wann, der fast ein bißchen zu sehr in die Knochen fährt. Der gewöhnliche Geschäftsreisende erlebt einen D-Zug als Förderungsmitel oder, wenn sein Erlebnis tiefer geht, ein bißchen vom Speisewagen aus, Kiffiencron oder schafft eine D-Zug-Vallade, die den, der sie liebt oder vorgetragen hört, bis ins Mark ergreift und erschüttert.

Und tief nun einer, der Feierabend hat, das Buch, so würde er sich auch schon bedanken, wenn nichts weiter drinhande als all der gewohnte Klatsch. Er weiß eigentlich selbst, was er in dem Buche liest: Wirklichkeit, und das diese nur der Geist ihm schenken kann, der in dem Buche lebt, Wirklichkeit ist mehr als Nummer Zwei und Speisewagen. Der Leser weiß, daß er tagsüber zum weitaus größten Teil nicht in der Wirklichkeit gelebt hat, sondern in lauter Zweckhaftigkeiten, Abstraktionen, denn die machen ja gerade seine Arbeit aus. Wenn er abends im Garten steht, dann taucht die Wirklichkeit aus der Verlebung auf, alles Gewohnte wird (wie Dehmel einmal sagt) sonderbarer, das Wundern fängt an und damit das große, heilige Wunder.

Der Geschäftsbericht ist abstrakt, „trocken“. Ein Roman in seinem Stil wäre „abgedroschen“, Stroh. Im echten Roman steht das Leben blut- und laßvoll auf, es ist wieder Pflanze, Natur, Wirklichkeit. Die Tagesleistung bemißt sich nach Zahlen, nach Gelehen. Die Kunstleistung bemißt sich danach, was man „minimiert“, was man als Wirklichkeitszunahme, als Einsicht, Erfahrung, Anschauung, Weite des Gesichtskreises, als gestaltetes Leben, als innerlich gewonnene Form seelisch behält.

Der Dichter erlebt die ganze Welt so ursprünglich, wie sie ihm entgegenwächst, als Ding, Wesen, Person, und kann sie nicht anders erleben. Er fängt bei dem an, was um ihn herum ist: Haus und Familie, Heimat und Volk, fängt er dabei an zu spekulieren, dann wird aus dem Dichter ein Denker. Aber wenn er ein echter Denker ist, dann fängt er ebenda an und weiß es vielleicht nicht einmal. Er hat die Zusammenhänge aller Dinge in sich verknüpft und schaut nun in das Einzelne, in das

Viele durch seine auf eine andere Weise ursprünglichen Augen. Er sieht, was der gewöhnliche Sterbliche nicht sieht: den Bau des Ganzen, den Grund des Einzelnen und wenn der abgearbeitete Mensch feierabends zum Buch greift, dann überfällt ihn das Staunen; die Wirklichkeit der Ideen verjüngt ihm seinen Verstand; die tiefe Einsicht in Gründe und Ziele, in Zusammenhänge und Unterschiede macht Wirklichkeit in ihm lebendig.

Der Denker aber, der dieses lebensvolle Etwas schrebt, das man ein Buch nennt, ist vielleicht einer von denen, die man weltfremd nennt, weil sie vor lauter Konzentration gewohnheitsgemäß ihren Schirm verlegen oder den Knoten im Taschentuch verwicklungsoll betrachten, der sie an etwas erinnern sollte, was sie leider

Herbert Böhme, München

Von unserer Kameradschaft

Zu hohem Werke sind wir angetreten, das Lied der Fugue singt in unserm Blut, und wenn im Morgen die Fanfaren beten, die letzten Träume zu den Sternen wehen, schliefst sich der Ring, in dem ein Wille ruht.

Dann wissen nichts wir um die Not, die taube, und es verlorst vor unserer Bruderschaft der Tod, gekrenzt an gram, an Opfermale, Signale schmettern, wenn die letzte Kraft in uns sich auflöst überm Erdentale.

Dann wird der Wille, den das Reich erschuf, in seines Glaubens Kraft unerbittlich sein, und wer je folgt seinem heiligen Ruf, der steht im Licht, trägt selbst die Erde ein.

vergessen haben. Tanzende Kobolde spielen zwischen Leben und Arbeit, von der Wirklichkeit hinüber ins Werk, vom Arbeitstisch und der Rechenmaschine aber wiederum in die Wirklichkeit der Kunst. Wie nimmt sich so eine alltägliche, gewohnheitsgemäße „Sperlingsgasse“ bei Wilhelm Mübe aus! Wie eine Schulstube bei Jean Paul, ja, wie sogar die märkische Streifenbüchse Vandenburg bei einem „Realisten“ wie Theodor Fontane! Kein „Alltagsmenschen“ wäre je hinter die Poesie dieses Landes gekommen.

Was ist denn das, ein Buch? Nun — wird jeder sagen — eine Anzahl von Druckbogen, sorgsam geschnitten und verlegt und vernäht, und darin kann man nun lesen, was festelt oder nicht festelt. Wer aber schon ein wenig von der dinghaften Schau des Dichters angehaucht ist, wird vielleicht fragen: ein sojagum geordnetes Bündel Papier, aus Zellulose und Lumpen bereitet, das merkwürdig Leben ausstrahlend vermag.

Nein, auch das ist noch nicht genug: Ein Buch ist Geist. Du blätterst es an, und alsbald erregt eine Welt, die dich im tiefsten beschäftigt, in der Seele Ein Buch ist Gefühl, mehr als alles Gemachte, quellende Wirklichkeit lebendiger Welt aus dem ursprünglichen Erlebnis des Dichters.

Buch verlernen heißt Welt verlernen. Wenn ein Volk nicht mehr das Buch heilig hält, dann wird es fade und dünn in der seelischen Substanz, es lebt nur noch in „Geschichtspunkten“, nicht mehr in Saft und Blut. So wird jeder verstehen, wie der geistigste der neueren Philosophen, Arthur Schopenhauer, sagen konnte: „Wenn es keine Bücher gäbe, dann könnte ich nicht leben“, und wie auch der jugendliche Lebensräuber Walter von Stolzing noch singt:

„ Vom alten Ahn ein altes Buch, da hab ich oft gelesen, Herr Walter von der Vogelweid, der ist mein Meister gewesen.“

Sepp Schirpf, Karlsruhe

Nächtliche Skifahrt

So kam der Winter. Die Erde wurde ernst — und weiß. Ihre Reinheit rief zu reiner Tat. Schwebend lag ihr Kleid und kühl. Kalt und tief der Blick ihrer kristallgrünen Augen. Die Wintertage in seiner Schule wurden Märchen. Eins goldener, geheimnisvoller als das andere. Immer reiner klangen die Stimmen der Kinder, bis sie jubilierten wie die Engel. Und am Weihnachtsabend, da waren sie alle wirkliche Englein geworden in schlichten, weißen Kleidern und goldnen Stirnreifen. Sie knieten um das grüne Bäumchen, das seine Lichter wie Sterne trug, und machten das letzte Märchen wahr, das Märchen vom „Heiligen Kinde“.

Wenn es Abend wurde — — —

Wenn der Körper sich im Geiste befand, die Hände sich am Buche entkrampften, zärtlich das Leben in den Blättern bejahend, die so viele, so allzuvielen das tote Ding nennen — — —

Wenn es Abend wurde — — —

Wenn Feder und Stift sich in den Fingern lockerten, wenn sie beifühnen wie Willens in gold'ne Schalen zurückgebeutet wurden — — —

Wenn das allzuwahre, das zu harte, zu tiefe, zu zärtliche, zu reichende, zu brennende Wort in der seuchsten Blütstunde seiner schmerzlichen-kegeln Geburt lag — — —

Wenn es Abend wurde — — —

Wenn das Geborne dort hinüberatmete in die Dämmerung, wenn es verhauchte in Geheimnis — — —

Wenn es Abend wurde — — — die letzten Schritte im Herde knisternd, gluterichöpfend zur Seite drachen, der Klang der Glocken in eisiger Luft verstrahlte — — —

Wenn es leise klopfte — hereintrastete, verummt, Schneepagen kollernd, dampfende, feuchte, weiche Milch bringend — reine Frische hauchend, lächelnd die ganze, herrliche Winterluft des Kindes — — —

Wenn der letzte Wiffen herrlich dunkeln Brotes den Leib gefährt, dann —

dann rüstete sich Reinhart zum letzten Flug des Tages — zu nächtlicher Skifahrt.

Die helle Nacht! Hell in einem ganz zarten, kristallinen, kalten Grün. Der Mond, in majestätischer Kälte, blank und voll in den Himmel geschliffen. Sterne zeigten gefühntes, fahliges blaues Feuer. Ewig und rein schwebte der Raum in großer Stille. Der Schnee eintrugte. Er lag. Das Lied der Stolzen, der Einsamen, der Furchtlosen. Das Lied der Sieghaften über Blut und Eis.

Der letzte Niesen war gezogen. Der Stod knirschte. Walter glitt wie ein glühender Faun, wie ein Gott mit frühlichem Spott durch das Dorf. An den Scheiben Lunge faules, stidliches Licht. Dinaus!

Stelkauf bäumt sich die Straße, da sie den Jäueln der Sieblung entronnen. Unverrückbar und majestätisch lag der weiße Profat des Schnees. Die fibernen Hierbüchsen der Bäume verbarrien in kraffer vordurcherter Regungslosigkeit. Stolz und weich leste sich das Land mit weihen, prallen Pflanzen in die böhsigen Waldhorizonte. Ueberall fähne, leise Bewegung im zarten Flischen der Stille „Meer“ — — — haßte Walter. Der Ziebnag seiner Stier schämte die ruhige Glätte der weihen Wellen auf. Er selbst hines Teepel im weihen Meer. Getrieben, Luftvoll in die Weite geweht von den Winden eigener Kraft. Dann war er oben. Hatte den Horizont gerammt. Nun duckte der sich in dämmeriger Ferne. Walter fuhr langsam, sich ganz in den Zauber der märchenhaften Nacht lösend, den Höhenraum dahin bis zu einem Gehst, aus dem Licht und Form fliderte. Walter gewohnt, es heimzuwachen, fruste, machte fehr, harrete zur Abfahrt.

Immer weiter wurde die Tiefe seiner Bahn. Immer höher schien ihn der Schwung zu reihen. Ha! War noch Erde Mensch, waren noch Dinge, Kreatur? War nicht das All? Fuhr er nicht in die unendlichen Bahnen der Sterne? Klüfte er nicht die Gebirge der Wolken, plaste er nicht lachend dem Felpelmond auf die Stumpfnase?, war er nicht Gott, der mit Göttern Scherz trieb?

Eugen Singer, Karlsruhe

Der verkaufte Herrgott

Auf dem Weg zum einsam über die ihn umgebende Gebirgswelt emporragenden Dinerjebel, einem unfraglich sehr bedeutenden Berg unserer germanischen Vorfahren, durchwandern wir ein Heimatgebiet, das überaus reich an vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern ist. Wir kommen am Heidenteller vorbei, mit noch deutlich erkennbarem vorgeschichtlichen Ringwall, finden nicht weit davon die Spuren der Gudenburg, deren Befiger Guffo durch seine Mannen im Jahre 640 den fränkischen Verbreiter des Christentums, Vandalin, erschlagen ließ und sehen hoch oben überm Dörnbacher Grund aus dunklem Tannenwald die maffigen Felsen der Hohenhe herausragen, die wie die Sage raunt, eine uralte Opferstätte sei.

Dinerjebel hinaufsteigen, hat den stolzen Bauernhof und das große, schöne aus Eichenholz geschnitzte Kreuz links am Hauseingang bewundert und sich seine Geschichte erzählen lassen.

Eines Tags fand Dieter, der jüngste Bub der Sohnsfrau, den armlösen Christuskörper auf der oberen Bühne unterm Dach und brachte ihn der Großmutter, die ihn gelegentlich dem Drischler zeigte und der vermutete, daß das prächtige Stück aus dem ehemaligen, nun gänzlich verschwundenen Kloster im Müntertal kamme. Sorgsam verwahrte die alte Bauersfrau den Herrgott in ihrer Kammer.

An einem Sonntage kam der Hauferjude Gimpel aus Schmicheim auf seinem Handelsgang in den Hof. Zuletzt ging er auch zur Großmutter und entdeckte bei ihr das wertvolle halberhöhte Kreuz.

Der Jude Gimpel erkannte sofort, welsch hohen Wert das Kreuz darstellte. Mit List und viel Geschwätz fuggerte er es der schon etwas läpplichen alten Bäuerin ab, gab ihr ein Silberstück und verpackt, beim Krummholtz, einem sehr geschickten Drechler im nahen Dorf, die Arme ergänzen zu lassen. Er wollte es dann gut verkaufen und vom Mehrerlös noch etwas abgeben. Die Großmutter dürfte aber mit keinem Menschen darüber reden.

Der alte Handelsjude ging. Kaum war er fort, kam der Dieter laut jammernd ins Haus gesprungen und schwenkte seine stark blutende rechte Hand. Er war gestürzt und hatte sich an einer am Holzschuppen stehenden Säge schwer verletzt. Man verband die Hand, so gut es ging, um andern Tags zum Arzt zu gehen. In der Nacht ging ein schweres Unwetter über das Hintertal nieder. Das vom Gebirg herabstürzende Wasser riß der Großmutter Leibgebirgshaus weg und zertrümmerte das große Wasserrad der zum Hof gehörenden Sägmühle. Andern Tags ruhte eine von den an den Hängen weidenden besten Kühen aus, überflutet und brach beide Vorderbeine, so daß sie notgeschlachtet werden mußte.

Bisher von allem nemenswerten Unglück verschont, machte sich die alte Bäuerin schwere Gewissensbisse und murmelte händig vor sich hin: „Du hast Deinen Herrgott verkauft.“ Heimlich verließ sie das Haus und ging zum Krummholtz, der aber von gar nichts wußte. In ihrer Not suchte die alte Frau den Nichtsvorsteher auf, einen aufrechten, tatkräftigen Mann, der zur selben Stunde aufbrach und sich auf kürzestem Weg übers Gebirge nach Schmicheim begab. Er ließ sich das Kreuz zeigen, nahm es an sich und warf dem Juden das Silberstück vor die Füße. Der Jude schrie Jeter und Morbio, was aber den kernhaften Drischvorsteher nicht im geringsten hörte.

Die alte Bäuerin kam so wieder zu ihrem Herrgott. Es ist das sehr fein wiederhergestellte Kreuz links am Hauseingang des Hofes im Hinteral.

Stiel raagt der Glaube, der den Schaff durchschlebe, wenn je der Sturm die Bluffandarten schlug, wir sind ein Volk, das lodern hand und lebte und seine Flamme zu den Sternen trug.

Wir sind ein Volk, das aus dem Blut empfängt, wohin es drängen soll zu Frucht und Saaten und seine Dogengebete sind die Laten. Es sei verflucht, wer seine Fahne fränkt.

Ein hartes, tren am Heimatboden hängendes Bauernvolk lebt in diesem Duellengebiet der Unidit, der Schutter, der Weid, des Bretten und des Hamersbachs, uralte Bauerngeschlechter, die niemals von dem schwarzen, roten, goldenen Allereitsbünd oder der grauen Internationalen des Liberalismus etwas wissen wollten. Heimatkühles Wesen und Wort überdauerte alle Zeiten, wie die alten Hölle, von Sonne und Wetter gebrannt. Jäh wie ihre Vorfahren hielten die Bauern an ihrem Gottesglauben, an Sitten und Gebräuchen fest. Streifweis der breiten Kreisstraße, die zum Streitberg hinanführt, lag im Hintertal ein solch uralter Bauernhof, Mander Wanderer, der des Weges kam, um zum

E. O. Single, Karlsruhe

Der Talisman

Einer meiner Bekannten, der „Zufälle“ sammelt wie andere Leute Schmetterlinge oder alle Weigen, hat mir aus seinem Herbarium merkwürdiger Beobachtungen diese Geschichte zur Verfügung gestellt, für deren Wahrheit er sich verbürgen will. Eigentlich ist es eine etwas sentimentale, leicht rührselige Geschichte, sentimental und doch profaisch wieder, denn sie handelt von einem Fahrrad und einem alten Glucksbrief; da sie sich aber — wiederum zufällig — um die Weihnachtsgeschichte ereignet hat, sei sie jetzt auch in diesen Tagen hier berichtet. . . .

Der Gutsherr Hermann van der Mühlen hatte seinen Chauffeur Sebastian zu irgend einer Gelegenheit einmal ein Fahrrad geschenkt. Das Gut lag unweit einer kleinen fränkischen Kreisstadt, und da Jenel neben seiner Chauffeurstätigkeit noch Rassenbote, Einfäufer, überhaupt Mädchen für alles im Junggefellenshaushalt seines Herrn war, hatte dieses Fahrrad im Laufe der Jahre seine Dienste reichlich getan, so daß es sich jetzt eines gutsherrlichen Dieners eigentlich nicht mehr ganz würdig erwies. Jrgend ein unbekannter Anlaß, vielleicht die zufällige Begegnung mit seinem radelnden Chauffeur auf der Straße, brachte also van der Mühlen, der sich um manche Dinge seines Haushalts mit pedantischer Gewissenhaftigkeit und um andere wieder gar nicht kümmerte, auf den Gedanken, besagtes Fahrrad gleichsam als Weihnachtsgeschenk für den langjährigen Bediensteten neu herrichten zu lassen. Er mochte dabei vielleicht auch einen Augenblick an den Kauf eines neuenrades gedacht haben, die Idee blüht dann aber aus Barlaametersrückfällen, wie er sie auch sich selbst gegenüber in jeglicher Hinsicht walten ließ, wieder aufgegeben haben.

Vor einer mehrjährigen Abwesenheit mit dem Wagen, die die passende Gelegenheit zur unauffälligen Vornahme der Renovierung abgeben sollte, führte van der Mühlen also, wie es seine etwas pedantische Art war, selbst das Telephonat mit dem Händler, an den ihn die Fabrik der gleichen Stadt, aus der auch das Rad kamme, verwiesen hatte. Das Fahrzeug sollte in Abwesenheit der beiden abgeholt und rechtzeitig zu ihrer Rückkehr am Christabend wieder auf dem Gute abgeliefert werden. Ueber seinen Geschaften in der Landeshauptstadt vergaß der Gutsherr dann diese im Grunde nebensächliche Angelegenheit, bis er von jener Reise zurückgekehrt, bei der Ankunf der übrigen Gesichte für das Personal das Fahrrad vermißte.

Sein erster, etwas ärgerlicher Gedanke war, auf die geplante Ueberzahlung zu verzichten und den Chauffeur das Rad selbst abholen zu lassen, als ihm plötzlich einige weitere Kleinigkeiten einfielen, die er vor den Festtagen noch in der Stadt zu erledigen hatte, und er deshalb beschloß, bei dieser Gelegenheit auch diese Fahrradgeschichte in Ordnung zu bringen.

Der lange Marsch durch den frostklaren Wintertag hatte den Gutsherrn merkwürdig froh und weihnachtlich gestimmt. Er kaufte gegen jede ursprüngliche Absicht weitere Geschenke für seine Leute ein und sprach schließlich auch in der kleinen Reparaturwerkstatt wegen des Fahrzeuges vor. Der Mechaniker, ein einarmiger Jnwalde, entschuldigte sich wortreich und umständlich: der Rahmen sei eben erst vom Emallixer zurückgekommen, werde aber noch heute abend montiert und geliefert. . . .

Das nun folgende hat mir mein „Zufälle“ sammelnder Freund eigentlich auch ziemlich unklar und nicht sehr wahrscheinlich klingend überliefert. Nur so viel habe ich also selbst erfahren können:

Als der Gutsherr, der sich seit einigen zwanzig Jahren nicht näher mehr mit Fahrrädern beschäftigt haben mochte, in Gedanken den noch lauffähigen Rahmen in den Händen hielt, schimmerte ihm plötzlich aus der Deckung an der Sattelstütze etwas Weißes entgegen, ein Stück Papier, das sich, mittels eines Drahtes aus Taschenlöcher befördert, als ein reichlich sonderbares Dokument entpuppte.

Mit einer ungelenten Mähdewirtschaft stand auf der schmalen vergilbten Papierrolle folgendes Verstein geschrieben:

Dies Brieflein hab' ich hier verlegt, Damit mal jemand an mich denkt, Wenn er nach vielen Jahren Genuß am Rad gefahren.

Find' er es früher, hat's ihm Gott gegeben; Dann soll er schnell mal zu mir reiten Und schauen, ob ihm die gefällt, Die dieses Rad schickt in die Welt.

Und wenn er mich nicht brauchen kann, Weil er schon längst ein Ehemann, Dann wünscht ihm doch und seinem Weib Glück, Segen über alle Zeit.

Katharina Galt  
Faderin  
18 Jahre alt.

Der Gutsherr stand lange nachdenklich vor dieser kindlichen Liebesbotschaft. Eigentlich war er es ja gewohnt, der damals jenes Fahrrad gekauft; aber seinen Jmed hatte das kleine Brieflein ja wohl doch gründlich verstimmt: Er selbst würde sich wohl schwerlich mehr einschließen können, zu der kleinen Faderin zu „reiten“, obgleich er noch keineswegs ein „Ehemann“ war, und Heinrich, alias Sebastian Jenel, war längst nach anderer Seite hin glücklich verjort. . . .

Aber kamme das Rad nicht sogar aus dieser Stadt? Der Gutsherr war plötzlich sonderbar ergriffen über das Auftauchen dieser rührenden Botschaft gerade an einem Weihnachtabend. Mühte nicht die Fabrik un schwer etwas über den Verbleib und das Schicksal jenes Mädchens in Erfahrung bringen können? Hatte nicht etwas wie eine Fügung gerade ihn zum Entdecker dieses kleinen Geheimnisses gemacht, ihn, der er ja auch ursprünglich das Rad damals kaufte. Er zögerte nicht, die Fabrik noch zu dieser späten Abendstunde anzurufen. Die Auskunft aber, die er prompt und ohne jeder Schwierigkeit sofort erhielt, ließ ihn vor Erstaunen fast den Hörer aus den Händen sinken: Die Katharina Galt hatte vor fünf Jahren bereits den Chauffeur Jenel bei Herrn van der Mühlen abgetraut!

Der Gutsherr streifte lange ziellos durch die dunklen schmalen Gäßchen, in die schon da und dort der trauliche Schimmer eines brennenden Lichterbaumes fiel. Daß die beiden glücklich verheirateten Leute weder vom Nachvorhandensein dieses Glucksbriefes, noch davon eine Ahnung hatten, daß sie durch ihn schon lange vorher für einander bestimmt waren, war dem Einsamen sofort klar gewesen. Daß ihm selbst aber mit einer kleinen Rolle in diesem seltsamen Schicksalspiel bestimmt gewesen zu sein schien, bewog ihn, noch zur gleichen Stunde ein ansehnliches Geldgeschenk an die Adresse der Katharina Jenel abzusenden, wobei jedoch seines Namens ebensowenig Erwähnung geschah, wie später jemals der Tatsache, daß in dem neuen Fahrrad, das Herr van der Mühlen noch an diesem Tage für seinen Chauffeur zum Weihnachtsgeschenk erlangt, nicht sehr wahrscheinlich klingend überliefert. Nur so viel habe ich also selbst erfahren können:

# Weltpolitik

## 1935

Am Anfang des Jahres fest die Zusammenkunft zwischen Mussolini und Laval in Rom. Hier wurde der Grundstein gelegt zum Vorstoß Italiens in Abessinien, der heute noch die Welt in Atem hält. Am 14. April traten England, Frankreich und Italien zur Konferenz von Stresa zusammen, der der französische Versuch zugrunde lag, mit Hilfe des Völkerbundes und seiner Militärbündnisse ein System aufzurichten, das nach der Wehrproklamation Deutschland jeden weiteren selbständigen Schritt unmöglich machen sollte. Der französisch-sowjetische Beistandspakt (8. Mai) war das Ergebnis einer langen politischen Entwicklung, mit der Frankreich das Ziel verfolgte, seinem System der übergreifenden Bündnisse den Schlußstein einzufügen. Der ausgesprochen antideutsche Pakt wurde durch den tschechoslowakisch-sowjetischen Pakt vom 16. Mai ergänzt, der die Sowjetunion militärisch zum Nachbarn Deutschlands machte.

Am 12. Mai starb Marszałek Piłsudski, der Gründer des neuen Polens. Der 18. Juni brachte das deutsch-englische Flottenabkommen, das den ersten positiven Beitrag zur tatsächlichen Rüstungsbeschränkung darstellt. In Moskau begann am 15. Juni der VII. Weltkongreß der kommunistischen Internationale. Die rote Propaganda erhielt durch diese Tagung des „Generalsekretärs der Weltrevolution“ unter Leitung des Brandstifters Dimitroffs neuen Auftrieb. Blutige Unruhen in aller Welt, in Südamerika wie in Indien, waren das Ergebnis.

Am 3. Oktober erfolgte der Einmarsch der italienischen Truppen in Abessinien. Der Konflikt bedeutete zunächst das Ende der Stresafront und den Bruch der traditionellen englisch-italienischen Freundschaft. Am 8. Oktober folgte Memel dem Vorbild Danzigs und bekannte sich mit überwältigender Mehrheit zu seinem Deutschtum und am 4. November vertieften Deutschland und Polen die bestehende Freundschaft durch den Abschluß eines Wirtschaftsvertrages, dem das Recht der Meeresbegünstigung zugrundeliegt.

Die Verwirrung in Europa brachte Japan die Verwirklichung seiner nationalen Ziele im Fernen Osten, die eine völlige Durchdringung der reichen nordchinesischen Provinzen vorsehen, immer näher. Ebenso versuchte Ägypten die Bedrängnis Großbritanniens für die Verfestigung seiner nationalen Belange auszunutzen, und erhielt auch nach schweren inneren Kämpfen die ersehnte alte Verfassung wieder. Auch Griechenland erfuhr eine tiefgreifende Aenderung seiner republikanischen Verfassung durch die Rückkehr Georgs II. am 25. November nach Athen und der Wiederherstellung der Monarchie. Gegen Ende des Jahres schließlich erhielt die Tschechoslowakei in Beneß einen neuen Staatspräsidenten und England einen neuen Außenminister in dem erst 33jährigen Eden.

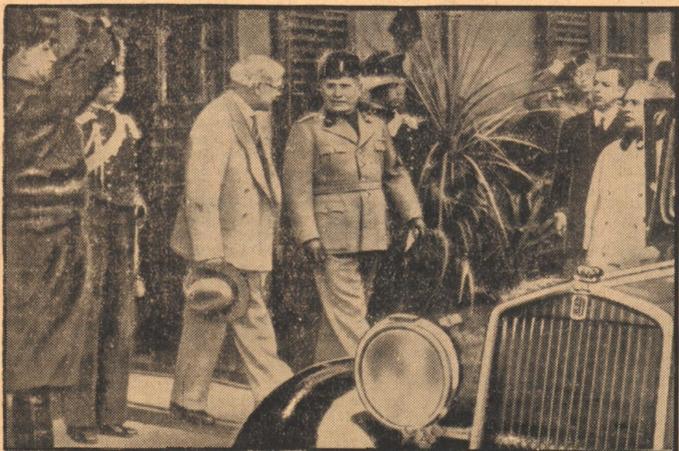


Die Toten des Jahres:

Wieder hat das abgelaufene Jahr in die Reihen unserer Besten schmerzliche Lücken gerissen. In der oberen Reihe: Gauleiter Schömm und Reichsstatthalter Voepel. In der mittleren Reihe: Der Flugzeugkonstrukteur Prof. Junker, Generaloberst von Zinzingen, Geheimrat Dittsbere. In der unteren Reihe: Luftschiffkapitän Flemming, der Präsident der Reichstheaterkammer Otto Läubinger, der Turnerreiter Axel Holtz (jeweils von links nach rechts).



Jubelnd feierte die Saar die Heimkehr zum Vaterland



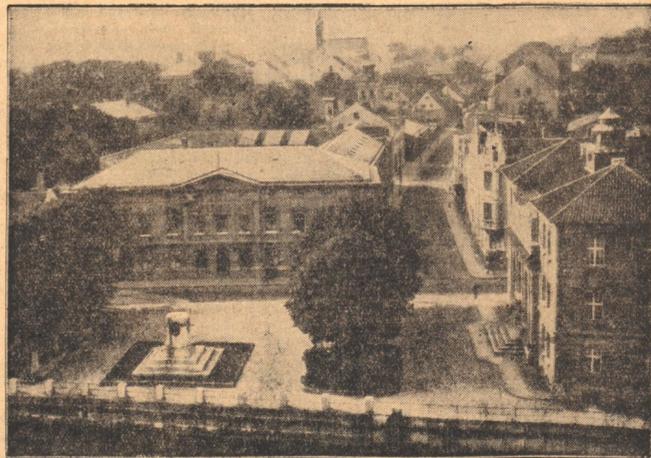
Damals auf der Konferenz von Stresa herrschte noch Liebe und Freundschaft zwischen dem Duce und Englands Premierminister MacDonald



Jeder deutsche Mann geht künftig durch die Schule des Arbeitsdienstes



Aber auch jeder deutsche Arbeiter hat ein Recht auf Erholung und Freude



Das alte deutsche Memel bekannte sich mit überwältigender Mehrheit zum Deutschland Adolfs Hitlers



Dann kam der abessinische Krieg und der Negus selbst führte seine Truppen ins Feld... Aufnahmen: Führer-Archiv



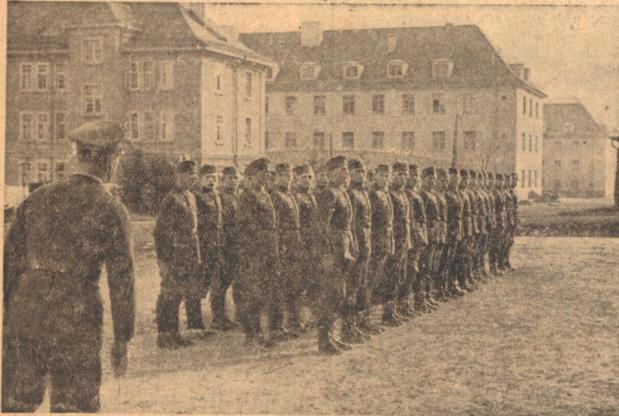
# Die deutsche Wehrmacht im Jahre 1935

Das Jahr 1935 wird für die deutsche Wehrmacht stets als eines der entscheidenden gelten. In der Heeresgeschichte wird es noch nach Jahrhunderten einen Merkmalspunkt bilden, aber noch weit bedeutender als die Jahre 1813/14 (Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen).

Wir haben das Jahr voll Freude und Stolz miterlebt. Aber gemäß eines Bismarckschen Wortes werden wir die volle Bedeutung des Erlebten erst ganz erfassen, wenn die Zeit hinter uns liegt. Gerade deshalb erscheint es angebracht, sich die Fülle der Ereignisse noch einmal zu vergegenwärtigen.

Im Beginn des Jahres bestand noch die für ein solches, freies Volk schier nicht mehr zu ertragende Eingrenzung: Ein Heer von 100 000 Mann, eine kleine Marine, gar keine Luftwaffe; die Heimat wehrlos der Willkür der anderen Länder preisgegeben.

Und dann kam die historische Tat des Führers am 16. März, die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. Die deutschen Männer bekamen wieder das Recht, um das Hunderttausende die Jahre zuvor betrogen waren, das Recht zur Erfüllung der schönsten und vornehmsten Pflicht jedes Einzelnen, ihrem Vaterland mit der Waffe zu dienen, nicht für Eroberungen, aber für die Möglichkeit, Heimat und Herd gegen fremde Eindringlinge zu schützen.



Die ersten Rekruten der neuen Wehrmacht, die wieder durch die hohe Schule deutschen Soldatentums gehen dürfen!

Wie stark dieses Glück empfunden wurde, bewiesen die unzähligen freiwilligen Meldungen der Männer, die längst über das Dienstalter hinaus waren, aber noch wenigstens die kurze bekannte achtwöchige Ausbildung erhalten wollten.

In Durchführung des Wehrgesetzes und des Neuaufbaues von Heer, Marine und Luftwaffe erfolgte nachstehende Gliederung:

Unter dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, dem Führer und Reichkanzler Adolf Hitler, übt den Oberbefehl über die Wehrmacht der Reichskriegsminister, Generaloberst v. Blomberg aus. Das Heer untersteht dem Oberbefehlshaber des Heeres, General der Artillerie Frhr. v. Frick, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine ist Admiral Dr. h. c. Raeder; die Luftwaffe befehligt der Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe, General der Flieger Göring.

Bei dem Heer erfolgte in Weiterführung der begonnenen Neugliederung am 14. Juni die Umbezeichnung der Befehlshaber in den Wehrkreisen in „Kommandierender General des X. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis X. Der Generalstab wurde am 1. Juli wieder eingeführt. Am 1. Oktober erfolgte die Neugliederung des Heeres in 3 Gruppenkommandos, 10 Armeekorps und 10 Wehrkreise mit 24 Infanterie-Divisionen, 1 Gebirgsbrigade, 2 Kavallerie-Divisionen, 1 Reiter-Brigade und Panzertruppen.

Es sei noch der 125. Jahrestag der Kriegsakademie im Oktober im Zusammenhang mit der Gründung der Wehrmachtsakademie gedacht.

Die Einstellung der ersten Rekruten auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht erfolgte am 1. November d. J.

Die Ausbildung des Heeres wurde im Laufe des Sommers durch Geländeübungen aller Waffen, im

Herbst durch Manöver aller Truppen im Verbände des verstärkten Infanterie-Regiments weitergeführt. Von Sonderübungen seien erwähnt: eine motorisierte Aufklärungsübung beim Kraftfahrkommando Berlin, eine Sperr- und Aufklärungsübung motorisierter Verbände beim Wehrkreiskommando VII, eine Krafttransportübung zwischen Dresden und Grafenwöhr, verbunden mit einer Aufklärungsübung motorisierter Einheiten eines verstärkten Inf.-Regts. unter Leitung des Wehrkreis-kommandos IV und ferner vor allem noch beim Wehrkreis-kommando VI in Münster und beim Wehrkreis-kommando IX in Grafenwöhr Herbstübungen im Verbände je einer kriegsmäßig gegliederten Division, von denen wir, wie sich die Leser noch erinnern werden, seinerzeit ausführliche Berichte brachten.

Auch für die Marine begann nach dem 16. März der Neuaufbau, wobei die einzelnen Maßnahmen vielfach entsprechend denen des Heeres erfolgten. Das wichtigste Ereignis war daneben das bekannte deutsch-englische Flottenabkommen. Es ist kein Zweifel, daß es einen ersten bedeutsamen Schritt zur allgemeinen Begrenzung der Seerüstungen darstellt und als ein wertvoller positiver Beitrag zur Befriedung der Welt anzusehen ist. Von den verschiedenen Ausbildungsperioden der Marine seien genannt: Gemeinsame Übungen der Verbände der Minierschiffe und Aufklärungsstreitkräfte unter ihren Be-

fehlshabern in der zweiten Hälfte des Juli, an die sich anfangs August das Flotten-Torpedoschießen an-schloß. In der zweiten Augusthälfte folgte dann in Anwesenheit des Reichs-kriegsministers und des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine das Flotten-Artillerieschießen, das seine besondere Bedeutung da-durch gewann, daß der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht an mehreren Tagen dem Schießen beiwohnte, um sich einen persönlichen Ein-druck von dem Ausbildungsstand zu verschaffen. Den Abschluß des Ausbildungs-jahres bildeten die Herbstmanöver im Flottenverbände unter der Führung des Flottenchefs, die am 9. September in der Nordsee ihren Anfang nahmen. Während die Übung des ersten Abschnittes Manö- und taktische Angriffsbewegungen bei Tage

und bei Nacht umfaßten, hand der zweite und letzte Abschnitt im Zeichen des strategischen Manövers, das der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Admiral Dr. h. c. Raeder, persönlich an Bord des Panzerschiffes „Admiral Scheer“ leitete.

Die Luftwaffe wurde, was vielleicht manchen Lesern unbekannt oder nicht mehr gegenwärtig ist, nicht am 16. März zugleich mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht geschaffen, sondern bereits durch einen Erlass des Führers und Reichkanzlers vom 26. Februar mit Wir-kung vom 1. März. Am 14. März verließ der Führer auf Vorschlag des Reichsministers der Luftfahrt, General der Flieger Göring, des letzten Kommandeurs des einjähri-gen Jagdgeschwaders Richthofen, dem ersten Jagdgeschwader der neuen Luftwaffe den Namen „Jagdgeschwader Richthofen“. Es erschien schon einige später im Rahmen der



Der Führer und Reichkanzler bei der von ihm dem deutschen Volke wiedergeschenteten Wehrmacht

großen Berliner Luftschauübung erstmalig über der Reichshauptstadt.

Die Luftwaffe umfaßt nicht nur die eigentliche Flieger-truppe, die sich in Staffeln, Gruppen und Geschwader gliedert, sondern auch die Flakartillerie, sowie die Luft-nachrichtentruppe. Demgemäß übernahm General Göring am 1. April anlässlich der feierlichen Übernahme der Flakabteilung in Döberitz und Lanitz den Oberbefehl über die Flakartillerie. Zum „Tag der Luftwaffe“ wurde

der 21. April, der Todestag des Rittermeisters Manfred Frhr. v. Richthofen, bestimmt. An diesem 21. April werden in allen Garnisonen mit Luftwaffe die Standortwachen durch diese Waffe gefeiert. In Berlin werden am gleichen Tage die Ehrenwachen am Ehrenmal und am Grab Richthofens von der Fliegerwaffe bezogen.

Am Deutschlandflug nahmen drei Verbände des Reichs-luftfahrtministeriums teil. Im Juni erfolgte eine mehr-tägige Luftschauübung im Bereich des Luftkreis-komman-dos II (Berlin) und III (Dresden), die ein erstmaliges Zusammenwirken aller militärischen und zivilen Elemente des Luftschiffes brachte. Da selbstverständlich die aus-landsdeutschen Jungen vom Deutschlandlager 1935 auch gern die neue Luftwaffe sehen wollten, erfolgte am 3. August ein Besuch bei dem Jagdgeschwader Richthofen in Döberitz, der auf alle einen unauslöschlichen Eindruck machte. An Übungen der Flakartillerie sei die bei Mün-lingen, am 10. August, und die bei Braunsfelde am 2. September erwähnt. Die ersten Großmanöver der Luft-waffe fanden am 24. und 25. September im Raume von Warnemünde statt.

Entsprechend der neuerrichteten Wehrmachtsakademie wurde auch eine Luftkriegsakademie sowie Lufttechnische Akademie eingerichtet. Ihre Eröffnung erfolgte am 1. No-vember in Anwesenheit des Führers und Obersten Be-fehlshabers der Wehrmacht.

Die enge Verbundenheit zwischen der gesamten Wehr-macht und der Partei zeigte sich ganz besonders auf dem Parteitage in Nürnberg und dem Reichsbauern-tag in Goslar. Außerdem trat die Wehrmacht bei allen sonsti-gen größeren Veranstaltungen der NSDAP und ihrer Gliederungen mit Ehrenkompanien und Abordnungen in Erscheinung. Daß sie sich auch in den Dienst des öffent-lichen Wohls stellt, ist bei dem Begriff der Kameradschaft etwas Selbstverständliches. Die Beteiligung am Winterhilfswerk brachte einen vollen Erfolg. An Bar-beträgen, Erlös aus Eintopfgerichten und aus Konzerten wurden von der Wehrmacht für das Winterhilfswerk 1934/35 rund 2 Millionen Reichsmark aufgebracht. Da-neben wurden an Naturalspenden und Hilfeleistungen allein über 1 Million Eisenportionen ausgegeben. Auch am jetzigen Winterhilfswerk ist die Wehrmacht in stärk-stem Maße in Form von Gehaltsabzügen, öffentlichen Speisungen, Wohlfahrtsveranstaltungen, der Stellung von Hilfskräften usw. beteiligt.

Wie für das ganze deutsche Volk, so bringt auch für die Wehrmacht das neue Jahr weitere umfangreiche Auf-gaben. Denn ihr Ausbau ist ja erst im Gange und noch keineswegs abgeschlossen. Es gilt, noch viel Arbeit zu leisten, bis das erreicht ist, was der Führer kürzlich nach dem Aufbau der deutschen Armee betragt, in die Worte sagte: „Der Zweck der Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht ist, Deutschland gegen Angriffe fremder Mächte zu schützen. Deutschland ist eine Großmacht erster Ordnung und hat ein Recht darauf, eine erstklassige Ar-mee zu besitzen.“



Oben rechts: Vom Verfasser Dittat verboten — von Adolf Hitler uns wiedergeschentt: Tanks, eine unentbehrliche Waffe einer modernen Wehrmacht

Mitte: Deutsche Technik und deutsches Soldatentum: Die Artillerie ist wieder komplett!

Rechts: Der Stolz der deutschen Marine: Der Adolf-Hitler-Turm des Panzerschiffes „Deutschland“

Links: Deutscher Fliegergeist feierte seine Wiederauferstehung im ersten deutschen Jagdgeschwader „Manfred von Richthofen“

Aufnahmen: Hoffmann (2), „Führer-Archiv“ (4)

